



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



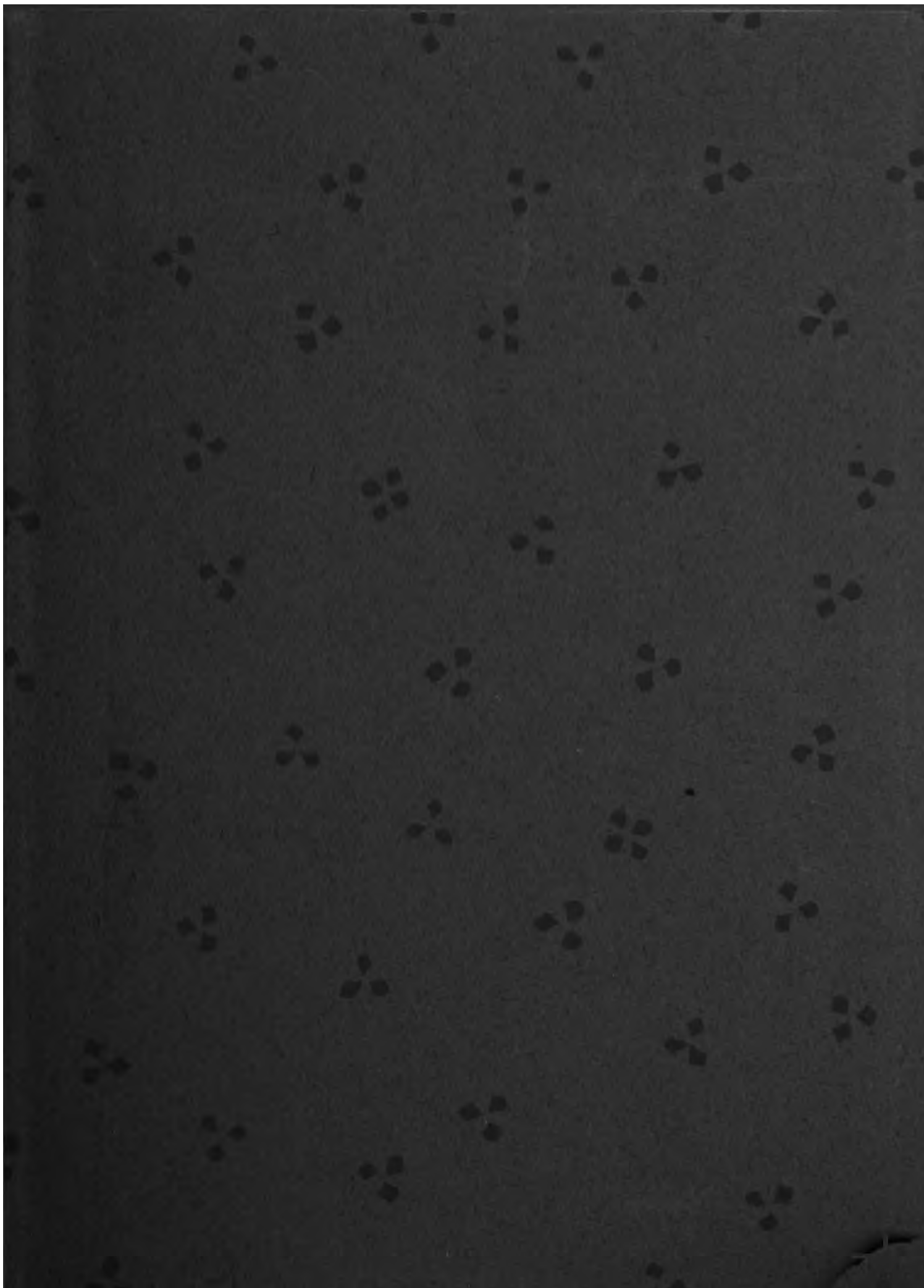
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

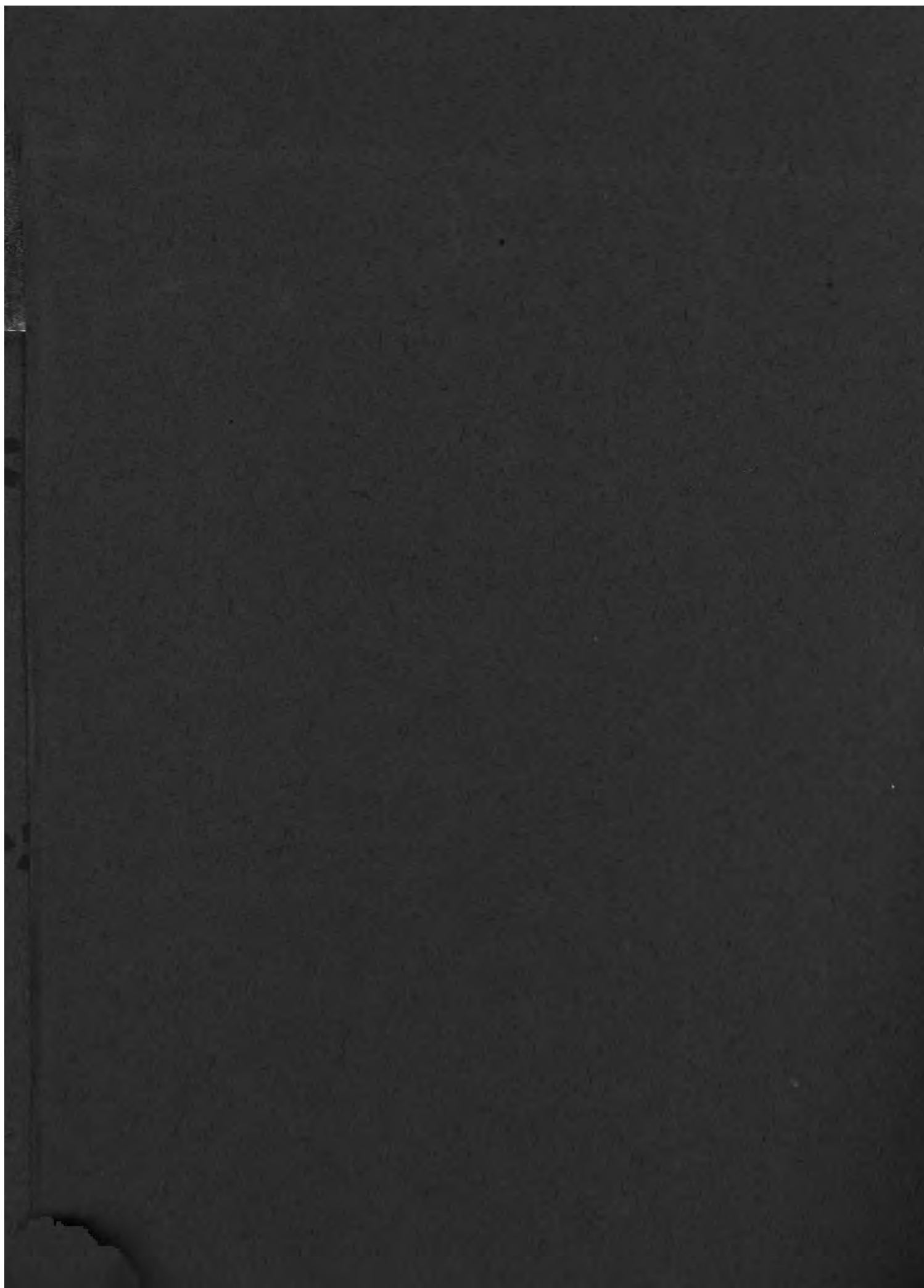
JOHN·HENRY
MACKAY
GEDICHTE

~~III 98 A. 1~~



REP. G. 14277





JOHN HENRY MACKAY
GEDICHTE

Dieses Buch wurde im Sommer des Jahres 1909 in einer Auflage von 1200 Exemplaren in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig gedruckt. Davon wurden 5 Exemplare auf kaiserlich Japan (in Ganzleder gebunden zu 40 Mark), und 40 Exemplare auf echtem van Gelder (in Ganzpergament gebunden zu 20 Mark) abgezogen, die — handschriftlich vom Dichter numeriert und signiert — nur direkt von dem Verlage Bernhard Zack in Trep-tow bei Berlin, Kiefholzstraße 186 zu beziehen sind.

GEDICHTE

VON

JOHN HENRY MACKAY

**BERNHARD ZACK'S VERLAG
TREPTOW BEI BERLIN 1909**

ALLE RECHTE VORBEHALTEN



GEDICHTE

**AUSWAHL
1884—1896**

LEBEN UND GESTALTUNG

Das starke Jahr.

Ein Prolog.

Liest du mich in später Nacht,
Hauchen diese heißen Blätter
Schwül dich an mit wilder Macht! . . .
Als Zerstörer und Erretter
Komme ich und hebe leise
Dich aus deines Lebens Kreise:
Meiner stillen Stunden Grübeln
Denkst du nach, hältst ihnen still —
Kannst du mir es wohl verübeln,
Wenn ich dich gewinnen will?

Nein . . . du fühlst, mein leichter Flug
Hebt dich über alles Leben
Dorthin, wo in Schmach und Trug
Du dich nicht mehr Andern geben,
Nicht mehr untersinken kannst,
Du — der du in mir dich fandst!
Du verneinst, was du gewesen,
Wirst zu dem, den du gewahrst —
Du, der bebend mich gelesen,
Kannst du bleiben, der du warst?!

Schweigend wendet Blatt um Blatt
 Deine Hand; das letzte liest du:
 ‚Alles Lebens bin ich satt!‘
 Meine Seiten schweigend schließt du.
 ‚Was kann mir von dir noch kommen,
 Der du Alles mir genommen?!‘
 Deine Lippe fragt es zitternd.
 ‚Wozu habe ich gelebt?‘
 Haucht sie, während ein verbitternd-
 Leeres Lächeln sie umschwebt . . .

Du willst fort. Jedoch es ist
 Nicht genug, mit mir zusammen
 Zu durchwandern eine Frist —
 Nein, ich stürze dich in Flammen,
 Daß an kühleren Ufern dann
 Deine Sehnsucht landen kann.
 Denn die Mühsal solchen Fluges
 Will belohnt am Ziele sein:
 Wir durchflohn das Tal des Truges,
 Und beim Frieden kehren wir ein.

Öffne mich nach Jahren nur
 (Wenn du längst mich schon vergessen)
 Einmal noch, dieselbe Spur
 Mit mir wieder zu durchmessen,
 Und du wirst mich ganz verstehen,
 Wirst in neuem Licht mich sehen!

Und du ahnst, wie ich geworden,
Wie die Jugend, die mich schuf,
Die an fremden Ufers Borden
Nun verklingt wie Heimats-Ruf . . .

Wisse: ich bin Glut, die sengt,
Bin der kühne Fackelträger,
Der die dunkle Ferne sprengt,
Bin Beschwichtiger und Erreger!
Anders kann ich dich nicht schaffen,
Als du wurdest — auf dich raffen,
Werden Herz und Sinn dir stumpf,
Kann ich: — das ist mein Triumph!

Schließe mich für immer, immer! . . .
Aber wenn du nie mich auch
Wieder öffnest, wird mein Schimmer
Dich umwehn noch wie ein Hauch . . .

Les ich euch, ihr Lieder . . .

Die ihr einst mein Herz berauschet, da ich noch
ein Knabe war,
— Unverändert-treue, bunte, bunte und geliebte
Schaar —,
Les ich euch, ihr Lieder, wieder in des Lebens
Mittag nun,
Und noch immer kann mein Herz nicht still bei
euren Tönen ruhn,
Klopft, als stünde ich wie damals an dem Wald-
saum auf der Wacht
Mit geheimer Angst erwartend meines Glückes
erste Nacht! . . .

Les ich euch, ihr Lieder, wieder, rührt mich eine
weiche Hand,
Seh ich blonde Locken flattern und ein weißes
Seidenband,
Kommt der Duft von gelben Rosen fernher, fern
herüber mir,
Liegt der Himmel meiner Jugend wieder offen über
mir!

Heimat.

Wir, die wir altern, ach, was rufen
wir nach der Heimat sehnsuchtsvoll,
Daß sie die übergrünten Stufen
der Zukunft niedersteigen soll?

Toren! — Denn wer sie nie besessen,
die Heimat, der gewinnt sie nie! . . .
Wer sie besaß, und sie vergessen
konnte, sieht nimmer wieder sie! . . .

„Heimat ist, wo der Wunsch Erfüllung,
und Sehnsucht ihre Lippe fand! . . .“
Nein, Heimat ist, was ohne Hüllung
einst vor dem Blick des Kindes stand.



Sommernacht.

Eine schwüle Sommernacht. Mein Zimmer
Hellte nur ein mattes Licht. Sein Schimmer
Wob um mich. Drei Leben gruben nur
In die trübe Stille ihre Spur.

— : An der Decke flog ein müder Falter.
Dann des Lichtes unstät-flackernd Scheinen.
Und wie toter Lebenshauch, ein kalter,
Meiner Seele fast unhörbar Weinen . . .

Schwer und betäubend duftet in deinen Händen
schon

In wunderbarer Fülle, wie Rosen rot, der Mohn. —
Mehr, süßer Schlummer, mehr! — Und Dank dir!
— Dank! . . .

O ruhevolle Tage . . .

O ruhevolle Tage,
wo Alles ringsum schweigt,
Und seliges Vergessen
still das Gemüt beschleicht . . .

Wo eine neue Traumwelt
sich um die Seele spinnt,
In der die durch ein Leben
getragene Qual zerrinnt . . .

Wo wieder jener Friede
der Kindertage kehrt,
Und wo den müden Augen
zu schlafen Niemand wehrt . . .

Begrüßung.

Lachend halb, halb weinend, weit die Arme breitend
 Eilte ich, die Felsen hastig niedergleitend,
 Bis ich über seinen Wogen stand.
 Und als hätte ich es kaum verlassen
 Jauchzten meine Lippen — fassen, fassen
 Laß mich wieder deine weiße Hand!

Meer, mein Meer, da bin ich endlich wieder!
 Halbvergessenes Glück durchrieselt meine Glieder,
 Glück, das nie ein Mund den Andern nennt!
 Küsse, küsse mich mit Schaumeslippen!
 Trinken will ich, trinken! nicht nur nippen!
 Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!!

Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!
 Hier Genesung! Fieber, welches brennt
 In den Fluten deiner Liebe stillen!
 Fieber, welches Mark und Bein verzehrte,
 Welches Frieden, Jugend, Kraft beehrte,
 Welches niederrang den stärksten Willen!

Hier Vergessen! Hier die großen Tage,
 Welche kommen, gehn in gleichem Schlage!
 Neues Leben schon die Lippen schlürfen . . .

Hinter mir die Lüge und das Kämpfen —
Welche Wonne, ohne feiges Dämpfen
Schreien wieder, wieder schreien dürfen!

Und ich schreie Alles dir hinaus!
Gieße meines Grolles Schaale aus,
Und ich weiß: ich bin verstanden!
Schreite hin und her am weißen Strand,
Jauchze zu dem fessellosen Brand:
Glücklich, selig — frei von Menschenbanden!

Meer, mein Meer! — du meiner Kindheit Liebe!
Meine erste — meine letzte Liebe!
Warum war ich je von dir getrennt?
Aber Nichts soll hier mein Herz umdunkeln:
Schreien soll mein Mund, mein Auge funkeln —
Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!

Ich sehe jede Nacht den Nacken, stolz und schlank,
Den blendendweißen Nacken, den ich so oft um-
schlang

In stillem Schauer und so oft im Überschwang
Maaßloser Lust, bis ich ihn zu mir niederzwang...
Und ich erwache jäh! —

Die weiße Wand entlang
Seh ich die Schatten gleiten, die längst die Zeit
verschläng.

— — — — —

Dann kann ich nicht mehr schlafen. Und in der
Stunden Gang

Irrt unablässig nun ein und derselbe Klang:
Das ist — ich weiß es wohl — der weinende Gesang
Meiner verstoßenen Liebe — sie fordert Einlaß bang.
Eh nicht der weiße Morgen von seinem Lager
sprang

Tönt vor dem klirrenden Fenster wie Klage ihr
Gesang:

Was läßt du mich hier draußen stehen Nächte
lang?

Alles, was du nur wolltest, tat ich, doch nie zu Dank!
Ich bin dir treu geblieben, bis mich der Tod be-
zwang —

Was tat ich dir, was tat ich? —

— So klingt es flehend-bang.

Da packt die Reue mich — mit Nägeln, scharf und
lang,
Wühlt sie in meinem Herzen — ach, ich bin krank,
bin krank!

O fürchterliches Schicksal, wie dir dein Streich
gelang!
Nicht so, daß ich zu Tode getroffen niedersank,
Schlugst du mich. Wenn ich eben mühsam empor
mich rang,
Triffst du mich stets aufs Neue, und wenn ich kaum
entsprang
Greift deine Faust mich wieder —
wie lange noch, wie lang?! —

Frühling in Berlin.

Der erste Vogel singt dort drüben
In hellster Wonne Wiederklang,
Er will die kleine Kehle üben
Für einen Sommer voll Gesang.

Die Kinder spielen auf den Straßen,
Ihr Lärmen dringt zu mir herauf,
Quälend . . . Weit über alle Maaßen
Regt jeder mich der Töne auf.

So weit bereits hat mich der Kummer
Vom Land der Freudigkeit entfernt —
Ihr Echo schon stört seinen Schlummer,
Seit Sang und Lachen ich verlernt.



Mein Sommer.

Der ganze Sommer soll mir gehören!

In all seinen Winkeln, warm und grün,
Soll mir ein heimliches Glück erblühn.
Das soll meine Sinne noch einmal betören.

Mit der Fracht der Erfüllung beladen komm er!

Ich erwarte ihn bebend zu dieser Frist,
Weil er mein letzter und schönster ist —
O eile, mein warmer und grüner Sommer!

Mein Herbst.

Die Nelken,
Die scheuen, verwelken.
Sie neigen
Die Stirnen und schweigen —
Die purpurne Sommerfarbe
Der Freude verloht, erlischt! . . .

Es wartet der Garbe
Der Ähren,
Der schweren,
Die Hand, die sie drischt,
Und still durch das müde, das dämmernde Land,
Das eben noch glühte
Und sprühte
Im Sonnenbrand,
Zieht der Schnitter des Lebens,
Und nicht vergebens! . . .

Mich trifft seine Sichel, mich trifft sie nicht!

Ich habe im Überschwang
Den ganzen Sommer lang
Auf meinem Erdengang
Getrunken, getrunken in mich das Licht —
Mich trifft seine Sichel, mich trifft sie nicht . . .

Wohl weiß ich, daß hinter
Den Tagen der Winter
— Ein mürrischer Alter —
Erwartend steht;
Daß diesen Falter,
Um mich zu mahnen,
Er hergesandt! . . .

Ich sehe ihn fliegen . . .
Und doch — zu Siegen —
Der Kraft entgegen
Zieh ich die Bahnen
Weiter und weiter durchs herbstliche Land! . . .

Was kann mir geschehen auf meinen Wegen?

Stadt meiner Abenteuer.

Stadt meiner Abenteuer,
wie wurdest lieb du mir!
Es flammt ein himmlisch Feuer
verheißend über dir!

Das hellt mir alle Nächte
und ruft mich: Komm nach Haus!
Weit streck ich oft die Rechte
in Sehnsucht nach dir aus . . .

O wie du flammst und leuchtest!
Hell schimmert selbst die Flur —
Ich war ein Tor —: einst däuchtest
du arm und klein mich nur,

Als ich die engen Gassen
mit lässig-müdem Schritt
Verbittert und verlassen
in Schweigen niederschritt.

Kein letztes Glück mehr nannte
und keine Kraft ich mein,
Ich glaubte, der Verbannte
in fremdem Land zu sein . . .

Da öffneten sich Arme,
da hat man mich geführt
Zum Herd, da hab das warme
Glück wieder ich gespürt.

Da drängten neue Küsse
sich liebeich zu mir hin,
Verschwiegene Genüsse
umschmeichelten den Sinn.

— Seltsam-Geheimnißvolle . . .
O Stadt, du meine Braut,
Was hab auf deiner Scholle
ich nicht mein Haus gebaut!

Nun schlägt mir neue Wunden
das alte Sklavenjoch —
Wer weiß von jenen Stunden,
von jenem Glücke noch?

Vielleicht des Teiches Welle,
die unser Kahn befuhr;
Im Wald vielleicht die Stelle,
wo ich dir Liebe schwur;

Die Laube dort im Garten,
wild überblüht mit Schlehn,
Die alle traurig warten,
daß sie mich wiedersehn! . . .

Nie sehen sie mich wieder ...
Wartet auf mich nicht mehr!
Das letzte meiner Lieder
kam klagend wieder her ...

— Stadt meiner Abenteuer,
so unerreichbar mir,
Was flammt der Sehnsucht Feuer
noch immer über dir? ..

Mein liebstes Kind.

Was ich mit robuster Kraft getan,
schafft sich langsam seine sichere Bahn.
Dieser Rangen Lust, sie ist mein Lohn —:
Laß sie ziehn — das hilft sich selber schon.

Aber in der stillen Ecke steht
meiner Arbeit noch ein Kind und fleht:
Vater, in die kalte Welt hinaus
stießest du mich aus dem warmen Haus.

Und es kommt zu meinem Knie und Mund,
wie ein Sommerfalter, licht und bunt;
Und es flüstert, zu mir hingebeugt:
denk des Glücks, in dem du mich gezeugt.

Und ich muß ihm in die Augen sehn,
meinem liebsten Kind, und es verstehn:
Das verachtet seine Straße zieht,
Kehre heim zu mir, mein liebes Lied!

Zählung.

Von den Freunden der Jugend auf immer getrennt!
Es galt: zwischen Wahrheit und Lüge zu
wählen . . .

Ich habe gewählt! Warum sie noch brennt,
Die Sehnsucht, mich immer aufs Neue zu quälen?

Ich zähle und zähle: nicht Einer blieb!
Sie gingen in Knechtschaft und Feigheit unter —
Und durch meiner Tage zerbeultes Sieb
Stiebt die Spreu des Vergessens verwirrter und
bunter . . .

Von wem doch noch?

Ich lebte einst in einem Traume,
Der ich an eines Glückes Saume
— Von wem doch noch? — geboren bin.
Ich mühte mich nicht, sann und dachte
Nicht: was die schöne Stunde brachte,
Nahm als Geschenk ich für mich hin.

Das hat sich Alles nun verwandelt.
Mich hat das Leben eingehandelt
Und hält als seinen Sklaven mich.
In seinem Dienste muß ich frohnen
Und erst der Tod wird mich entlohnen.
Von wem, von wem doch? — fragte ich . . .

Fest muß ich meine Rosse zügeln:
Ich fahre nicht mehr auf den Flügeln
Der Jugend durch das sonnige Land.
Mein Geist mag weinen oder lachen —
Bei Tag und Nacht bereit zum Wachen
Ist er an seinen Lauf gebannt!

Wie viele! . . .

Wie viele Gedanken fluten
Durch unsere Stirnen — und doch:
Am Wege die meisten verbluten,
Zu frei für der Worte Joch!

Und die Gefühle — wie viele
Durch unsere Herzen auch ziehn,
Die meisten erlahmen dem Ziele:
Erkalten — zerflattern — zerfliehn!

Stimmung.

Deine Gedanken sind flutende Lieder,
Meine Gedanken sind kalt wie das Nichts.
Beuge mein Haupt ich müde darnieder,
Hebst du das deine in Ströme des Lichts.

Hebst du es lachend, ein göttlicher Zecher,
Welcher verachtend die nüchterne Welt
An ihrer Stirn den geleerten Becher,
Den in Freude geleerten, zerschellt.

Vor dem gefüllten Glase indessen
Sitze ich müde. Nicht schmeckt mehr der Wein.
Wohl — ach! — in Träume, doch nicht in Vergessen
Spinnt mich die Dämmerung des Abends ein.

Matt, wie die Stunde, reiht Zeile an Zeile
Schwerer Gedanken die lässige Hand,
Während das Glück in verschwendrischer Eile
Lorbeer und Lust um die Schläfen dir wand!

Der Tod des Tages.

Prachtvoll begann der Abend. Glut
Hauchte die Sonne aus. Mit Ruten
Rötlichen Lichtes peitschte sie
Die Wolken. Immer weiter weichend,
Endlich den Horizont erreichend
Stand über ihm sie — schön wie nie!

Wie der Besiegte, der dem Sieger
Sich scheinbar unterwirft; ein Krieger,
Der mit erwachter Kraft noch spielt;
Der heute lächelnd sich zurückzieht,
Weil morgen er ein größeres Glück sieht,
Das nach der Brust des Gegners zielt —

So wich der Tag langsam den Schatten . .
Es windet aus dem Arm des Gatten
Die Braut sich, deren Lust gestillt,
Wie sich der Tag der Sonne wandte:
Zögernd entschlummert der Verbannte,
Von neuer Hoffnung schon erfüllt.

Morgen wird er in ihren Armen,
Den neugeöffneten, erwarmen —
Mit einem Lächeln schläft er ein . . .
— Die Wälder in der Ferne schwanken
In letztem Licht. Von ihren schlanken,
Tiefmüden Wipfeln weicht der Schein.

Allein die grauen Wolkenwogen
 Sind nun von Rot-Licht noch umzogen,
 Während sich rings die Nacht schon dehnt.
 Sie gleichen dem enterbten Alter,
 An das die Jugend sich, der Falter,
 Berückend-lächelnd achtlos lehnt . . .

Prachtvoll begann der Abend. Gluten
 Aufsog mein Herz, das in den Fluten
 Des Tags voll Glück noch selig schwamm.
 Nun sah ich seine Freude schwinden!
 Du gingst. Ich kann dich nicht mehr finden —
 Die Nacht liegt zwischen uns als Damm.

Was kann die Hoffnung wohl begehren?
 Es kann der nächste Tag sie mehren —
 Auf immer, immer rauben sie!
 Was sind die Küsse deiner Lippen?
 Ich bin der Kahn, der zwischen Klippen
 Das Land erblickt und landet nie!

Ich will nicht nur am Tag dich halten
 Vor Aller Augen —: in die Falten
 Der Nacht will ich mit dir entfliehn!
 Dort will ich an mein Herz dich schließen,
 Dort will ich rasend dich genießen,
 Dort weinend vor dir niederknien!

Die Nacht begann, die Nacht der Träumer.
Ich fluche mir, dem Glücks-Versäumer —
Ich will zum Glücke zwingen dich!
Sie mögen mich Entehrer heißen:
Nicht deine Ehre — an mich reißen
Will deine ganze Liebe ich!

Was kümmert ferner Nächte Dunkeln,
Was karger Tage gleißend Funkeln
Die Leidenschaft des Wunsches noch?!
Ich ließ die Nächte untergehen,
Die Tage bangend auferstehen —
Und beugte mich der Toren Joch!

Doch heute sprengte ich die Grenzen!
Sah ich nicht feucht dein Auge glänzen?
Dein Glück bin ich . . . mein Glück bist du!
Schon von Genüssen zu Genüssen
Hintaumelnd treiben unter Küssen
Der Lust wir unserem Glücke zu . . .

Sonne.

I.

Erwartung.

Ich lehne müd mein Haupt an Felsenwände.
 An meiner Lippe schon vorüberstreift
 Der Duft der Traube, die an dem Gelände
 Hoch über mir dem Herbst entgegenreift.

Die Wonne sybaritischen Genießens
 Kam über mich in dieser schönen Zeit . . .
 Die Lust des Dämmerns und des Augenschließens,
 Die dem Vergessen nur sich einzig weihet . . .

Wenn dann der Herbst kommt, werde ich erwachen
 (Ich weiß nicht, ob die Tage fern, ob nah),
 Und bei der Freunde und der Gläser Lachen
 Die Freude trinken, die ich reifen sah . . .

Chillon, 7. April 1889.

2.

Das Winzerfest.

Nun weiß ich es, die Tage waren nah mir.
 Sie sind gekommen, eh ich es gedacht,
 Des Festes Freudentage! — Wie geschah mir?
 Vom schweren Traume bin ich jäh erwacht.

Das Licht fiel hundertmal auf diese Fluten,
 Und hundertmal die Nacht mit schwerem Kuß —
 Ich sah sie nicht. Denn ich war fern. Es ruhten
 Die Füße dessen, welcher wandern muß . . .

Ich schlief. Ich träumte schwer. Zuweilen hörte
 Ich fernes Klingen, und ein Lachen — (fast
 Klang es wie Glück, das nahen will). Es störte
 Auf Stunden meines Schlafes tiefe Rast . . .

3.

Das Winzerfest! — Durch drei gewölbte Bogen,
 Umgossen hell vom Gold des Sonnenscheins,
 Sind sie mit Siegerlächeln eingezogen:
 Pales. Und Ceres. Und der Gott des Weins.

Nun spielen sie die wunderbarsten Spiele,
 Die je ein Menschenauge durfte schaun . . .
 Wenn jetzt die ewige Nacht herniederfiele,
 Ich würde sorglos mich ihr anvertraun!

Die Chöre singen. Und die Farben glühen . . .
 Im Tanze sich die sonnige Anmut schwingt . . .
 Ein ewiges Eilen — Nahn . . . Ein Lohn — Ver-
 sprühen . . .
 Es ist die Schönheit, die mein Auge trinkt!

4.

Und als die Mutter Nacht sich niederbeugte
Zum Kuß auf ihres Sees schlafmüden Mund,
Sah sie, was fremd und doch bekannt ihr däuchte:
Getaucht in Feenlicht Veveys Uferrund.

Der bunten Schaaren jauchzendes Gewimmel —
Die Jugend doppelt frisch, das Alter jung,
Sie stahlen seine Sterne diesem Himmel,
Und jedem Schmerze die Erinnerung!

O wie die Ufer zauberisch erglänzten,
Heller, je tiefer sie herniedersank,
Die einzige Nacht, in der am rebbekränzten
Becher der Lust ich ohne Reue trank! . . .

Vevey, August 1889.

Sonnenflucht.

Ist dies der Sonne letztes Sprühen?
Ihr letzter Kuß in diesem Jahr,
Das uns so arm an goldenem Glühen,
So reich an grauen Tagen war?

Wohlan, sie leuchte und sie flamme
In meinem Wein wie flüssiges Gold,
Eh hinter jenem Bergeskamme
In lange Nacht sie niederrollt.

Ich hebe hoch mein Glas und trinke!
O Stunde der gereiften Lust,
Es spricht mein Mund zu dir: Versinke
Im Abgrund nicht der öden Brust!

Es fleht mein Mund zu dir: O bleibe,
Die du des Jahres letzte bist,
Auch wenn des Lichtes goldene Scheibe
In Schnee und Eis erloschen ist! . . .

Meerfahrt.

I.

Frühmorgen eines kalten Nebeltages . . .
Weißgraue Schleier um die Masten weben.
Der Hafen schlafbefangen . . . Regeren Schlages
Herrscht nur an Bord des Dampfers schon das
Leben.

Wie alle Sinne straffer schon sich spannen!
Da bringt ein Boot die letzten Passagiere.
Ich stehe wartend, daß das Schiff von dannen
Zu einer neuen Küste hin mich führe.

Die Nebel lichten sich. — Ich sehe, wie
Vom Lande sie mit weißen Tüchern winken
Den Scheidenden . . . So fühlte ich noch nie
Mein Leben spurlos hinter mir versinken.

2.

Das Boot stößt ab. Der Anker rasselt auf —
Die uns noch hielt, die letzte Fessel, fällt.
Und nun, mein Schiff, beginne deinen Lauf,
Du bist auf Lange nun mir meine Welt.

Dein Boden wird mir Heimat, eng begrenzt,
 Doch fliegen weit die flatternden Gedanken . . .
 Schau hin: die Sonne steigt. Sie überglänzt
 Die Dächer und die Türme dort, die schlanken.

Stumm gleiten hin wir durch den Mastenwald,
 Die letzten Häuserreihen ziehn vorüber . . .
 Die Ufer werden kahler schon und trüber —
 Ein Weh packt mich mit seltsamer Gewalt.

3.

Nun ist das letzte Land dem Blick entschwunden.
 Ich lege meine Hand fest auf mein Herz,
 Und fühle es: die Hoffnung, die gesunden
 Mich nimmer ließ, starb mit dem letzten Schmerz.

Ich weiß es jetzt: wir sehen nie uns wieder!
 Und dieses Wissen heißt mich ruhig sein.
 Sieh trauernd länger nicht zu Boden nieder,
 Denn du verlorst nur, was doch niemals dein — —

Erhebe deinen Blick und laß ihn still
 Auf diesen Wassern ruhn, den unbewegten . . .
 Versuche, ob dein Herz nicht schlummern will
 Nach so viel wachen Nächten, wild-erregten!

4.

Noch eben sah ich sie sich eifrig mühn,
 Sich viel von ‚schöner Reise‘ vorzugaukeln.
 Wie bald jedoch den frohen Mut entfliehn!
 Warum? — Das Schiff fing mählich an zu schaukeln

Wie die Gesichter ringsum jäh erblichen!
 Den Einen sah ich nach dem Steward rufen,
 Den Andern kauern auf der Treppe Stufen —
 Die Meisten sind verstört hinabgeschlichen.

Auf dem Verdeck ists stiller nun geworden.
 Nur Wenige sind seefest noch geblieben.
 Es rauscht das Meer in volleren Akkorden:
 ‚Ich liebe Die nur, die mich wieder lieben!‘

5.

Einförmig wechseln auf dem Meer die Stunden.
 Ihr Schlag verhallt im uferlosen Raum.
 In dieser Stille — welch ein froh Gesunden!
 Hier gleicht dein Leben wahrlich einem Traum.

In selbstzufriedener Ruhe stirbt der Tag.
 Das Meer so spiegelglatt, so wolkenlos
 Der Himmel — was da weiter kommen mag,
 Vergißt du in des Friedens stummem Schoß.



Und dir kommt kein Gedenken, daß schon bald
Der Himmel sich bedecken kann, erwachen
Das Meer mit ungebändigter Gewalt —
Du träumst ihn weiter, deinen Traum, den
schwachen.

6.

Nun taucht der rote Mond in dunkle Fluten.
An Bord erstirbt gemach das laute Treiben.
Ich sehe jetzt das Meer mit Silbergluten
Flüssige Worte in das Dunkel schreiben.

Doch nur die Nacht versteht die stummen Lettern,
Des Meers Geheimniß, wie sie selbst unendlich.
Mit trübem Auge schaut von schwanken Brettern
Der Mensch die Spuren, nimmer ihm verständlich.

Er ahnt nur, wie in diesem stummen Tauschen
Die Ewigkeiten ineinanderbranden . .
Er schaudert — und er möchte mehr erlauschen —
Und sieht und hört — was nie er noch verstanden!

7.

Eintönig rauschend an des Schiffes Wände
Schlägt leiser bald, bald gieriger die Flut.
Das enge Bett betasten meine Hände,
In halbem Schlummer nur der Körper ruht.

Ich lausche fiebernd auf das tückische Grollen . . .
 Ein trübes Licht bescheint den engen Raum.
 Wie seltsam klingt der Wogen dumpfes Rollen!
 Hoch hebt, tief senkt das Schiff sich wie im Traum.

O wäre diese bange Nacht vorbei! . . .
 Gedanken, längst entschlafene, steigen auf.
 Ich presse in die Brust zurück den Schrei,
 Und möchte Flügel leihn des Schiffes Lauf!

8.

Doch das rauscht weiter in derselben Schnelle.
 Gefangen liege ich in bangen Träumen.
 Es ist jetzt meine Welt — daß sie zerschelle,
 Bedarfs nur einer Woge jähes Bäumen.

Da stöhnt ein Schläfer auf . . . hinweg, Gedanken!
 Was liege ich allein noch fiebernd wach?
 Was krümmt mein Geist sich in den engen
 Schranken?
 Entschlummere jetzt — bald kommt der neue Tag.

Es hebt und senkt in stet-unstetem Gleiten
 Das Schiff sich, und die Flut murrte an der Wand,
 Die gierig-leckende — das sind die ewigen Weiten,
 Die du so heiß ersehnt vom sichern Land!

9.

Wie tief ich diese reinen Lüfte trinke!
Wie scharf ich auf dies hehre Branden lausche!
Indeß ich heimlich an die Brust dir sinke,
Und mit dir Worte alter Liebe tausche.

Mein altes Meer! Du trägst mich diesmal weit.
Drum wollen wir in diesen nächsten Tagen
Uns miteinander, wie in alter Zeit,
So gut und herzlich diesmal auch vertragen.

Und hast du selbst im Sinn, mich zu verderben,
Du weißt: ich schaudere nicht bang zurück.
Ja, sollte meine Stunde nahn — nur Glück
Erschiene mirs, in deinem Arm zu sterben.

10.

Doch lieber laß mich leben. Einmal noch
Ein dämmernd Glück in Dämmerfernen suchen.
Denn sieh: des Lebens aufgezwängtem Joch
Verlernte ich in jähem Trotz zu fluchen.

Vergönn mirs, dich in alter Pracht zu sehn:
Die weißen Locken durcheinander schüttelnd,
Im Kampfe mit dem Sturm dich machtvoll stehn,
Und an den Festen dieses Himmels rüttelnd!

Laß mich dich sehen buhlen mit der Nacht,
 Mit ihres Windes feuchtem Wehen kosen ...
 Und ihr verschwenderisch in wilder Pracht
 Hinstreuen deiner Wogen bleiche Rosen ...

II.

Und so zerrannen Tage nun und Nächte ...
 Das Meer war träge, und die Sonne lag
 Tagsüber auf der blauen Flut ... Ich rechte
 Mit dieser Stunden einförmigem Schlag.

Der Geist erschlafft in dieser ewigen Stille.
 In die gedankenlose Ruhe schmiege
 Ich tatenlos mein Dasein, und der Wille
 Hat keinen Gegner hier, den er besiege.

Am Tage Sonnenglühn und Mond bei Nacht:
 Friedvolle Schönheit, welche nie verebbt —
 Wo sind die Gluten, die mich sonst entfacht,
 Und wo die Ketten, die ich mitgeschleppt?

12.

Wie ich es wünschte, so ist es geschehn ...
 Ich sah den Sturm auf Wolkenflügeln nahn,
 Und sah ihn greifen in die leeren Raan,
 Und habe küssen ihn die Fluten sehn!

Sie jauchzten auf in zügelloser Lust,
Und wie er sie in seinen Arm geschlossen,
Sanken sie hin an seine dunkle Brust,
Und sind in Schaum, die seligen, zerflossen . . .

Und spielend warfen sie das Schiff umher
Und schlugen lachend über uns zusammen —
Ich aber jauchzte zu dem hehren Meer
Und seines Liebens maaßlos-wildem Flammen!

13.

Was zieht im Westen dort so dräuend auf? . . .
Ein Düster barg den Horizont, den klaren.
Sinds Nebelschleier, die des Schiffes Lauf
Umfinsternd näher sich und näher schaaren?

Schon sind wir eingehüllt . . . Der Dampfer hält,
Und gleitet dann unmerklich weiter nur.
In unserem Ohr der Lärm der Pfeife gellt:
Kein anderes Leben kreuze unsere Spur!

Sonst sind dem Tode Beide wir verfallen.
Sinds seine Schatten, die uns schon erreicht? . . .
Wie dieser Töne langgezogenes Hallen
Durch alle Adern schreckerregend schleicht!

14.

Der Nebel wich. Es steigt empor das Land,
Wie einst die Göttin aus dem weißen Schaum!
In stiller Sehnsucht schauen wir den Strand —
Noch deucht er uns ein duftgeborener Traum.

Es ist kein Traum! . . . Das Licht hebt sich empor . .
Wir wissen nun, es wird uns nicht entschwinden.
O soll ich wieder, was ich einst verlor,
Auf dieser neugeschenkten Erde finden?!

Tauch unter, Wahn — nur auf die ewige Flut,
Auf die geliebte, laß mich scheidend schauen . . .
Gebändigt ist der Seele wilde Glut —
Ich will der Zukunft einmal noch vertrauen!

Hochsommer.

Nachmittag im Sommer. Die sengende Glut
Erdrosselt die Erde und all ihre Brut.
Mit schimmernden Armen — zur Hüterin bestellt —
Umfängt sie die Weite: das ferneste Feld,
Umfängt sie den Wald, den Fluß und die Stadt —
Ermordete Leichen, so liegen sie matt!

Es dorren die Gräser; die Blüten, bestäubt
Von weißgrauem Sande, sie ruhn wie betäubt;
Es schlummert der Wald; es wandert der Fluß
Unlustig und träg nur, weil wandern er muß;
Und lautlos schlafen in schweigender Pein
Die ragenden Massen von Kalk und von Stein . . .

Und wie nun so Stunde auf Stunde verrinnt,
Hersegelt ein Lüftchen, das möchte zum Wind
Sich blähen — und zaudert doch — wagt es noch
nicht —

Es zuckt und erbebt vor dem grausamen Licht . . .

Aufatmet die Sonne und malt an die Wand
Gigantische Schatten mit kunstloser Hand.

Das Lüftchen, neugierig, nun naht es behend —
Will Alles noch lernen, was noch es nicht kennt.
Die Schatten, sie wechseln: bald klein und bald groß,

Erschrecken das Kind sie — schnell macht es sich
los

Und ruft nach den Schwestern: da rauschen sie all
Hernieder, die Wolken, in segnendem Fall!

Gebrochen der Zauber: der Wald atmet auf;
Der Strom eilt dahin in beflügeltem Lauf;
Es duften die Gärten; zum Leben erwacht
Und Schönheit in Lichtern die steinerne Pracht! . . .

Nun trinke, wen durstet, nun lebe, wer mag,
Der Feind liegt erschlagen, der tödliche Tag! —

Und der Sturm braust daher, wutschnaubend und
blind.

„Nein, Vater, halt ein, denn dein reizendes Kind,
Das Allen uns eben Erlösung gebracht,
Floh längst in die Arme der Mutter, der Nacht!“

Herbst am Zürichsee.

I.

Bräunliche Blätter an frostigen Geländen,
Über dem See ein verwehender Duft.
Erntende Sichel in emsigen Händen,
Einsamer Vogel in schneeiger Luft.

Fallende Früchte von brechenden Zweigen,
Schlaflose Stunden in schweigender Nacht,
Wie in Ermüdung ein Stirne-Neigen
Nach all der rauschenden Sommerpracht.

Kürzer und kürzer die kühleren Tage —
Nagenden Kummers stille Gewalt,
Auf den Lippen die fliehende Frage:
„Kommst du, o Herbst, schon? — Was kommst
du so bald?!“

II.

Nahst du, Herbst, schon? Unaufhaltsam
Löst ein Tag den andern ab,
Reißt sich von der Zeit gewaltsam
Und sinkt sonnenlos hinab . . .

Zögere, Licht! Laß deine Strahlen
Auf die Fluren, todbereit,
Goldene Sonnenbilder malen
Wie in reifer Sommerzeit!

Laß den leichten Falter gaukeln
Durch das Röhricht, winddurchhaucht,
Wenn mein Kahn mit leisem Schaukeln
In die Nebelferne taucht!

Zaubere auf die bleiche Lippe
Mir ein letztes, lichtiges Lied,
Das der Möwe gleich die Klippe
Jeden Schmerzes kühn umflieht!

Spiegele dich in meinem Weine!
Um ein letztes Lachen wirb!
Zeige einmal noch mir deine
Ganze Schönheit, Licht, und — stirb!

In der Campagna.

Ich grüße die Sonne, die dort versinkt,
Ich grüße des Meeres schweigende Fluten,
Das durstig, durstig die Gluten trinkt,
Die lautlos an seinem Herzen verbluten.

Ich grüße die Ebene — wie liegt sie still,
Des Abends geheimnißvoll-dämmernde Weite,
Durch die ich — der ich nach Hause will —
Nun schneller und immer schneller schreite!

Wie ist die Brust von Glück geschwellt!
Mich umgaukelt die luftige Schaar meiner Lieder,
Und ich grüße die Welt, diese herrliche Welt!
Ich grüße sie — morgen seh ich sie wieder! . . .

Oktobersonne.

O Sonne des Oktobers,
Wie herrlich sprüht dein Glanz!
Die Stimme keines Lobers
Preist deine Schönheit ganz.

Schon hatten Regentage
Mit Schwermut mich umhängt:
Vom großen Festgelage
Kam ich — die Stirn gesenkt.

Entnüchterter Genosse
So hoher Herrlichkeit,
Entzog ich mich dem Trosse
In diese Einsamkeit . . .

Des Jahres große Feier,
Geendet war sie schon.
Rings Nichts als Nebelschleier —
Der Sommer war entflohn! . . .

Und nun, o Sonne, wieder
Kehrst du, schöner als je,
Steigst von den Höhen nieder
Und schläfst auf diesem See.

Taltiefen, Bergesgipfel
Glühn in demselben Licht,
Das durch entlaubte Wipfel
In alter Fülle bricht.

Ich grüße es, das warme,
Das mir zu Häupten steht,
Und breite weit die Arme,
Breite sie zum Gebet:

„Du Wanderin der Welten,
O Sonne, die hervor
Aus schimmernden Gezelten
Noch einmal trat, bevor

Auf silberner Sandale,
Er flieht, dein weißer Fuß,
Weile in unserem Tale
Mit deinem letzten Gruß,

So lange, bis die Traube
An dir sich ganz gereift;
So lange, bis mein Glaube
Den Traum des Glücks begreift;

So lange, bis dem Schmerz sich
Sie, die Geduld, vermählt;
So lange, bis mein Herz sich
Mit neuem Mut gestählt . . .

— Dann will ich ohne Reue
Sehn, wie dein Glanz zerrinnt,
Und warten, bis aufs Neue
Dein großes Fest beginnt! . . .“

Licht.

Es schlug die Nachtigall. Da lauschte,
Wer ihrer Lieder Laut vernahm.
Der Frühling nahte und vertauschte
Das Zepter mit des Winters Gram.

Es stand ein Paar am Gartenhange —
Sie küßten und umschlangen sich:
Nun dauert es nicht mehr so lange —
Der Frühling kam, der Winter wich.

Es sproßten Beet und Baum und blühten,
Und grün ward meines Walds Revier.
Nun wird das Licht die Liebe hüten —
Ich sehne maaßlos mich nach dir!

Der helle Tag.

Der helle Tag mit seinem Sonnenzittern
Mahnt mich an einen anderen, hellen Tag,
Den längst ich währte schon im Grabe wittern.
Ich denke seiner, ob ich auch nicht mag.

Begrabene Schuld steigt wieder mir empor,
Die Niemand mir, dem Elenden, vergiebt:
Daß ich noch lebte, seit ich dich verlor —
Und dann die größere: daß ich dich geliebt!



Die eine . . .

Wie die Fülle der Gesichte
Immer mehr mich noch umengt!
Hab ich noch empor zum Lichte
Mich nicht durchgezwängt?!

Wie sie gaukeln! — Wie sie spielen!
Jedes, jedes will hervor! — —
Ach, ich finde in den vielen
Stimmen eine nicht im Chor:

Jene, welche nicht im Brausen
Ungestümer Leidenschaft
Rief — gleich kalten Windes Sausen —
„Mein! — ich hab dich mir errafft!“

Jene, die mit einem Lächeln,
Wie des Friedens Blick so rein,
Sprach — gleich milder Lüfte Fächeln —
„Ich bin Heut und Morgen dein!“

Der schönste Tag.

Wenn ich aus des Sommers Tagen
Einen denn bezeichnen soll —
Meinem Herzen, seinem Fragen,
Zu entbieten seinen Zoll —

Sei es dieser, den ich nenne:
Heute, heute sprach mir dein
Süßes Lächeln: Tor, erkenne
Meine Liebe — sie ist dein! . . .

Heute, heute fiel der Schleier,
Und, von Zweifeln ungestört,
Darf ich ruhn — es ward der Freier
Um sein Glück endlich erhört.

Nun es Nacht wird, will ich sagen,
Was ich sonst nicht sagen mag:
Seinen Brüdern, schönen Tagen,
Ging er nach, mein schönster Tag . . .

Ruf.

Stehst du draußen vor der Türe?
Komm herein, o komm herein!
Daß der Tag dich nicht entführe,
Sei in dieser Nacht noch mein!

Lege Hut und Mantel nieder,
Löse deines Kleides Haft,
Küsse mich, und mein sei wieder
In der alten Leidenschaft! . . .

Eile, eile! Es will tagen —
Eh uns überrascht das Licht . .
Hörst du meines Herzens Schlagen,
Meiner Sehnsucht Rufen nicht?

Seit endlosen Stunden warte
Ich auf deine Wiederkehr,
Zweifelnd, ob ich hoffend harrte,
Ob du kehrtest nimmermehr . . .

Eile! Glut ist dieses Sehnen,
Die vielleicht noch heute loht,
Während morgen sie in Tränen
Und Vergessen löscht der Tod.

Eile! Wonnen, die entbehrten,
Sind den kalten Sternen gleich:
Ob wir heiß sie auch beehrten,
Nie betraten wir ihr Reich.

Aber Wonnen, die genossenen,
Sind unsterblich: in uns nach
Zittern noch die schon verflossenen —
Komme, was da kommen mag!

Darum eile! — Die verträumten
Zauberst du nicht mehr herauf,
Aber hemme der versäumten
Unabsehbar langen Lauf.

Tritt herein! — Die meinem Willen
Ich erzwang, die irre Ruh,
Mußt mit deinen Küssen stillen,
Deiner Liebe bannen du! . . .

Zuversicht.

Weil du mich nicht ganz verstanden,
hast du halb dich mir gewandt,
Und hinaus zu fremden Landen
trieb dich Zorn und Unverstand.

Aber ich, der ich noch mutig,
wenn auch todestraurig bin,
Will mit Worten tausendflutig
wiederum dein Herz umfliehn.

Will dich wieder zu mir zwingen,
wie so oft ich schon dich zwang,
Und kann Nichts zurück dich bringen,
tu ich selbst den weiten Gang:

Will an deinem Bette stehen
eines Tags, wenn du erwachst,
Will in deine Augen sehen,
bis du wieder mit mir lachst.

Und du ziehst mich zu dir nieder,
und du küssest, küssest mich —
Und du hast mich endlich wieder —
und ich — habe wieder dich!

Furcht.

Wie? — Jetzt bangt dir vor der Erfüllung
Der Stunde, wo das Glück den Zoll
In Nächten zögernder Enthüllung
Mit halbem Lächeln zahlen soll? —

Du bangst?! — In eigenem Verschulden
Wird auch dies Glück von dir verspielt,
Das noch in freundlichem Gedulden
Dein Leben aufgespart dir hielt!

Zauber.

Wie Alles mächtig in mir flutet,
Der Lebenstrieb — zu dir zu gehn ...
Ein Wunsch durch meine Sinne glutet:
Ich möchte einmal nur dich sehn!

Und fühle bang: ich mag vertrauen
Auf diese öden Tage nicht,
Denn meine Sehnsucht will ich schauen
Von Angesicht zu Angesicht! ...

Dein Bildniß — — ach, ich starre sehnd
Auf deiner Züge Zauber hin,
In dieser seltenen Stunde wähnend,
Daß ich mit dir vereinigt bin.

Doch schon zerflattern diese Träume.
Die kranke Sehnsucht packt mich an ...
Ein Schrei nur irrt durch leere Räume:
Wann löst sich dieses Zaubers Bann?

Vielleicht, wenn meine Jugendtage
In Angst und Not gestorben sind —
Vielleicht, wenn einst mit müdem Schlage
Die Stunde dir vorüberrinnt — —

. straÙe, Berlin S.

Alles erzählt mir von meinem Glücke —
 Wie es sich schuf und wie es in Stücke
 Ging — Alles erzählt mir davon!
 Alles erzählt mir von jenen Tagen,
 Wie sie entstanden — doch wie ich tragen
 Diese soll, davon erzählt mir kein Ton.

Hundertmal wandere ich durch die StraÙen,
 Wieder und wieder! — o über die MaaÙen
 Teurer, geliebter, geheiligter Ort!
 Und was bist du? — nur eine Gasse,
 — Seh ich sie nicht, o wie ich sie hasse! —
 Drin alles Leben hinsiecht und verdorrt!

Aber dein FuÙ hat sie beschritten!
 Aber hier hast du gejauchzt und gelitten!
 Und wir beide, wir fanden uns hier!
 Was unerträglich ist, hier kann ichs tragen —
 Alles erzählt hier von jenen Tagen,
 Alles von meinem Glücke mir! . . .

Und wandle hinaus in den Garten
zum Rosenstrauch, —
Dort will ich dich dann erwarten
nach altem Brauch . . .

Und will an die Brust dir sinken,
eh du erhofft,
Und deine Küsse trinken,
wie ehemals oft,

Und flechten in deine Haare
der Rose Pracht —
O komme, du wunderbare,
ersehnte Nacht!

Des Abends Ruhe-Sehnsucht die Seele und nach
 Haus
 Begehren wir bang! — Wie als Kind einst möch-
 ten wir gehen
 Zur Mutter . . . Wir haben zu lange auf vergäng-
 liches Glück gewartet.
 Ihr waret Narren Alle, die ihr es wie ich er-
 harrtet!

Es kommt ja doch nicht! Stunde auf Stunde die
 Glocke schlägt:
 Das Herz klopft immer stürmischer. Sein un-
 erfülltes Sehnen
 Hat keine Hoffnung, die es noch durch dies
 Leben trägt,
 Tonlos sind seine Schläge und bleiern seine
 Tränen...
 O warum kommst du nicht! Ich fühle, schon
 umschleichen
 Mich irren Wahnsinns Wünsche — jedoch ich
 will nicht weichen!

Nein, ich will dich erwarten! — Der Morgen, wenn
 er graut,
 Er soll, wenn du nicht kommst, mich hier am
 Tisch erblicken:
 Umflort das Auge, das sich müde nach dir schaut,

Die fahle Stirn gesenkt, von Angst gequält —
ersticken

Wird mich die Sehnsucht, und um mich ist es
geschehen . . .

Ich muß besitzen dich — der ich dich mußte sehen!

Dort! Dreht die Tür sich nicht?! — Du bist es!! —
Du trittst herein . . .

Den feinen Kopf gesenkt, die Lippen lächeln leise,
Du schreitest auf mich zu . . . Ich halte dich! du
bist mein! . . .

„O Tor! O seliger Träumer!“ klingt um mein Ohr
die Weise . . .

Wir wollen fort? — Gewiß! Wozu das kindische
Schreiben?! —

Auf! — um vereint mit dir dem Glücke zuzu-
treiben!

Das geneigte Haupt.

Ich sehe tief dein Haupt geneigt,
Tief über eines Buches Blätter.
Dein Mund, dein stolzer Mund, er schweigt —
Dein Herz, es schreit nach seinem Retter!

O teures, o geliebtes Haupt!
Von dunklen Flechten reich umwunden,
Von tausend Sorgen grau bestaubt,
In roher Arbeit Joch gebunden,

Ich sehe — niemals täuschst du mich! —
Dein Antlitz, überströmt mit Tränen . . .
Geliebtes Haupt, wann hebst du dich,
An meine Schulter dich zu lehnen?

Vorübergang.

Ich ging an deinem Haus vorüber
— Die Sehnsucht hemmte meinen Gang —
Und horch! von dort zu mir herüber
Scholl Geigenzittern und Gesang.

Ich schlich mich leise lauschend näher,
Kein Auge wurde mich gewahr,
Und stand — des eigenen Schmerzes Späher —
Bis jeder Ton verklungen war.

Und schöner schien mir dieses Singen
Der Liebe, das die Nacht durchdrang,
Als was ich je dir durfte bringen,
Als je ein Lied, das ich dir sang! . . .

Noch immer schlich der Sang der Geigen,
Der Laut des Liedes um mein Ohr,
Als schon sich in der Ferne Schweigen
Mein Pfad der Einsamkeit verlor . . .

Morgen! . . .

...Und morgen wird die Sonne wieder scheinen,
Und auf dem Wege, den ich gehen werde,
Wird uns, die Seligen, sie wieder einen,
Inmitten dieser sonnenatmenden Erde . . .

Und zu dem Strand, dem weiten, wogenblauen,
Werden wir still und langsam niedersteigen.
Stumm werden wir uns in die Augen schauen,
Und auf uns sinkt des Glückes stummes Schweigen...

Alte Briefe.

Das ist meiner ersten Liebe ungemessene Seligkeit,
Ihre ganze, tiefe Treue! — O du längst ent-
schwundene Zeit,
Was steigst du, o Jugend, so herrlich aus ver-
gilbten Blättern herauf?
Was hältst du das rasende Kreisen des irrenden
Lebens auf?! —

Ich wurde geliebt! — Da steht es! — Da steht es
hundertmal:
„Ich liebe dich, du mein Geliebter, in Lust, in Lust
und in Qual!
Und ich küsse deine Lippen — in dieser Ferne dein
Bild
Ist meiner Armut Reichtum, meiner schreienden
Sehnsucht Schild!“

Da steht es von den Zügen der Hand geschrieben,
der Hand,
In die so oft sich die meine mit verstohlenem
Drucke wand.
O du ungemessene Freude, meiner Jugend Paradies,
Was ist es doch gewesen, das mich aus dir ver-
stieß? . . .

Da steht es unauslöschbar — die ganze Vergangen-
heit lacht
Mich an aus diesen Blättern in unverminderter
Pracht . . .
Mein Glück, du warst es, an dem ich mit lechzender
Lippe hing,
Und so warm, wie die Mutter ihr Kind, mich dieses
Glück umfing.

Und es steigt die Stunde herauf, in welcher zum
erstenmal
Von deinen reinen Lippen den ersten Kuß ich
stahl,
Und dann die unzähligen Stunden, als meiner
Jugend sich
Dein schüchternes Leben einte — mein Gott, wie
reich war ich!

Da steht es, wie zuckende Flamme: „Ich hab
dich unsagbar lieb!
Wann kommst du? — Wann kommst du?? —
Wann kommst du?!“ — Ich aber blieb
und trieb
Ein verlorenes Blatt vom Baume der Zeit, und
irrte und floh
Zu unerreichbaren Fernen — wann aber wurde
ich froh? . . .

Und du schreibst unermüdlich: „Wann kommst
 du?!“ — Doch zu seinem Glücke
 kam
 Der Tor nicht, der säumende, träumende . . . Das
 reiche Leben nahm
 Ihn zu glühend in seine verlangend geöffneten
 Arme auf,
 Und diesem Leben gab er sein reicheres Leben zum
 Kauf!

O wie gerne wäre ich später zu dir zurück-
 gekehrt,
 Doch die heimliche Reue, sie hat meinem heim-
 lichen Wunsche gewehrt . . .
 Ach, kehrt an die Brust seiner ersten Liebe auch
 der nicht zurück,
 Der im Wandel des hastenden Lebens seinen
 Glauben verlor und sein Glück? —

Nein, du bist mir ewig genommen! — Vor mir,
 der dich verlor,
 Steigst du in diesen Stunden aus diesen Blättern
 empor:
 Hier lacht mir ein Glück entgegen, du selbst ver-
 sprichst es mir —
 Noch einmal, Jugend - Geliebte, rufe! Ich eile
 zu dir!

Noch einmal, Vergangenheit, rufe! — Noch einmal,
Erinnerung,
Spanne mit wärmendem Hauche dieser Flügel
ermattenden Schwung.
Noch einmal will ich fliegen über Tal und Hügel
zu dir —
Dann komme, o Jugend-Geliebte, dann komme
entgegen mir! —

Vergiß, wie ich geworden! Gedenke nur, wie ich
war,
Und küsse wieder die Lippe und streiche wieder
das Haar
Aus der ‚trotzigen Stirn‘ mit dem Lächeln, das
nie ich vergessen kann,
Und sinke in meine Arme, die starken Arme! —
Und dann,

Dann, Einzige, will ich dich halten so fest, wie
nie ich tat,
Und will dich nie mehr verlassen — O Zukunft,
die sich mir naht,
Ich vergesse, du bist nur ein schöner, ein schöner,
unmöglicher Traum:
Die Vergangenheit trennt uns, die Zeit ward; die
Zeit, welche wurde zum Raum! . . .

Nichts bleibt mir! — Selbst nicht die Hoffnung! . . .
Nur du, Erinnerung,
Wehst mich an aus diesen Blättern und machst
mich wieder jung . . .
Ach, wenn sie jetzt mich rief, mich rief zu sich
her,
Ich glaube, wir kennten uns Beide, wir liebten uns
Beide nicht mehr! —

Nein, was mir bleibt, da steht es: „Ich hab dich
unsagbar lieb!
O komm! — O komm! — O komme!!“ — —
Ja, in meinem Herzen blieb
Ein Hauch dieses Rufes haften, den kann kein
Raum, keine Zeit
Verwehen — er ist wie des Lebens ungenossene
Seligkeit!

So wird es kommen . . .

So wird es kommen, so kommt es gewiß:
Es naht die Nacht und die Finsterniß.
Wir stehen Beide am Scheidewege.
Stumm gehen des Herzens schmerzliche Schläge:
„Noch bist du mein! — noch bist du mein! . . .“

Viel will ich noch sagen und kann es nicht.
Ich streichle nur immer dein liebes Gesicht.
Von meinem Nacken löst du die Hände,
Und ich begreife: das ist das Ende! — —
Und rings erblaßt der letzte Schein . . .

Dann küssest du mich zum letztenmal,
Und schreitest zurück in dein Heimatstal.
Ich sehe, wie sich die Schatten breiten
Um deine Gestalt — und jäh entgleiten
Seh ich dich mir — und — bin allein! . . .

Am Wegrand.

Tausend Menschen ziehen vorüber —
Den ich ersehne, er ist nicht dabei!
Ruhlos fliegen die Blicke hinüber,
Fragen den Eilenden, ob er es sei . . .

Aber sie fragen und fragen vergebens.
Keiner gibt Antwort: ‚Hier bin ich. Sei still.‘
Sehnsucht erfüllt die Bezirke des Lebens,
Welche Erfüllung nicht füllen will.

Und so steh ich am Wegrand-Strande,
Während die Menge vorüberfließt,
Bis — erblindet vom Sonnenbrande —
Mein ermüdetes Auge sich schließt . . .

Verführung.

Der Tag, der schwüle,
verblaßt, und nun
in dieser Kühle
begehrt zu ruhn,
was sich ergeben
dem Fest der Lust —
Nun schmiegt mit Beben
sich Brust an Brust . . .

Es hebt der Nachthauch
die Schwingen weit:
,Wer liebt, der wacht auch
zu dieser Zeit . . .‘
Er küßt die Welle
und sie ergiebt
sich ihm zur Stelle,
weil sie ihn liebt . . .

O großes Feiern!
O schönste Nacht!
Nun wird entschleiern
sich alle Pracht,
die Tags verborgen
in Zweifeln lag,
in Angst und Sorgen —
Jetzt wird es Tag!

Still stößt vom Strande
ein schwankes Boot —
Verläßt die Lande
der Mörder Tod?
Er ward vergebens
hierher bestellt:
der Gott des Lebens
beherrscht die Welt! . . .

Welch stürmisch Flüstern
den Weg entlang?
Was fleht so lüstern?
Was seufzt so bang?
Ein Nie-Gehörtes
hört nun dein Ohr —
Wie Gift betört es:
was geht hier vor?!

Der Sinn der Töne
ist mir bekannt,
Drum gieb, du Schöne,
mir deine Hand:
Der ich zu rühren
dein Herz verstand,
ich will dich führen
ins Wunderland . . .

Mit süßem Schaudern
reißt du dich los.

Was hilft dein Zaudern?
Dir fiel dein Loos!
Die Stimmen schweigen.
Es liebt, wer wacht!
Du wirst mein eigen
noch diese Nacht! . . .

Herbstlaub.

Und immer höher schwoll sein Verlangen.
Es zitterte seine Begierde wie Laub,
Wenn es der Wind im Herbst verweht.
Es war ihm der Tag in Sehnsucht vergangen.
So wird dem verirrtten Zweifel zum Raub
Wer sich in fremdem Land ergeht.

Nun sah er sie zur Nacht. Gekommen
War sie, ihm ganz sich zu geben hin.
Doch er ließ unberührt sie gehn.
Nun schreit er verzweifelt: „Sie ist mir genommen!“
Sie sagen: „Was will er? Verstört ist sein Sinn.
Er wird wie Laub im Herbst verwehn.“

Eintritt.

Du tratst in den Saal. Da schwiegen
Die Redenden alle. Es ging
Von dir ein leuchtendes Siegen
Der Schönheit, die Alle umfing.

Nur ich trat zu dir. Da batest
Du leise, ich möchte gehn.
Ich zauderte noch. Du tratest
Zurück. Ich — ließ es geschehn.

Am nächsten Morgen.

Und der Morgen hob sich. Wieder stand das Licht
Über unserem Scheitel. Doch dich sah ich nicht . . .

Meine Grüße sendet von der Höhe hier
Nun kein Morgen nieder mehr ins Tal zu dir . . .

Doch das Fenster seh ich, dem dein Bild geraubt;
Seh die Rebe schwanken, die es grün umlaubt;

Hör des Tores Klirren — aber deine Hand
Ist es nicht, die öffnet; nicht zum Sonnenstrand

Seh ich dich mehr schreiten — sehe durch den
Traum

Des genossenen Glückes meine Zukunft kaum.

Weiß Tauben fliegen um dein Giebeldach —
Und im Herzen immer ist die Sehnsucht wach . .

Die tote Liebe.

Was rufst du mich!? — —

Als ich in der Handschrift Züge
seit — wieviel? — Jahren heute wieder las,
war mir, als höbe sich die Hand und schlug
— sie, die mich damals schlug — aufs Neue heut!

Du, die einst mein war, die ich nie besaß —
du, welche lächelte, und mich betrog —
du, die mit Tränen sich und mich belog —
du, deren Zauber mich so ganz betörte,
daß ich Nichts sah mehr, Nichts mehr dachte, hörte,
als dich — du, die mich grausam-feig entließ —
du, die ich längst aus meinem Herzen stieß —
die ich wie eine Schuld an mir, an mir bereut —
du, die ich nie mehr sah, und die ich doch
nie ganz vergaß —

was willst du, willst du noch?!

Welch neue Qual in diesem Brief entleerst du? —
Was rufst du mich? — Was willst du? — Was
begehrt du? —

Ich kenne dich nicht mehr, will Nichts von dir —
Was schreibst du mir?!

Dieses: —

„Ich liebte dich — damals wie jetzt“ . . .
 Mehr las ich nicht. Da liegt das Blatt zerfetzt,
 und seitdem sitz ich, blicke auf die Uhr,
 wie Stund auf Stund sie ihren Zeiger setzt,
 und lache nur! . . .

Ich bot dir meine Jugend, nun dein Alter
 willst du mir geben — Welch ein schlechter Tausch:
 die mürrische Krähe für den Sommerfalter,
 den Katzenjammer für den seligen Rausch!

Frage doch, Kluge, deinen eigenen Geist,
 der sich wohl frisch, wie damals noch, erweist,
 gilt es, bequeme Pfade zu erspüren —
 glaubst wirklich du, mich heute noch zu rühren?
 Muß ich es sein, der dir die Lehre giebt:
 Zu spät! — Zu spät! — Was ich an dir geliebt,
 Du gabst es ihm — frag Welle nur und Wind,
 wie alles Leben wechselt und zerrinnt!
 Wahnst du, daß wir noch — wo das All zerstiebt —
 dieselben sind?

Du hasts gewollt! — Du hörtest auf das Pack,
 das dich umgab, die zärtlichen Verwandten.
 Erwinnere dich, die letzte aller Tanten
 galt mehr als ich dir, all ihr Schnick und Schnack:

„Erfüllt er Sitte und Gesetz und Brauch?
 hat Amt und Würden er? — ein Haus und Gold?
 Nimmt er zum Weib dich? — läßt die Kinder taufen?
 Oh, nicht zu wohlfeil darfst du dich verkaufen!“

Du zögertest — betäubte dich der Hauch,
 der giftig-trübe? — Nicht kann ich es wissen . . .
 Du littest es, daß sie dich von mir rissen —
 du hasts gewollt!

Da hat mein Geist sich still von dir gewandt,
 mein Herz — nicht! . . .

Lange sah ich in das Land
 des Lebens, bis sein Bild mir mählich schwand,
 und ich in Finsterniß und Irrsal schritt . . .

Und viele Jahre, viele Jahre lang
 ging hin durch Wirrniß müde nur mein Gang . . .

Doch stärker, als ich selbst, war meine Kraft:
 sie hielt mich fest, hat mich emporgerafft
 und nahm mich mit.

Wo warst du, Glück? — Wohin so lange, lange
 verbargst du dich? — Als leise ich und bange,
 dann lauter, dann verzweifelt nach dir schrie,
 als du mir Trost gewesen wärest und Licht,
 da warst du fern — so fern mir wie noch nie!

Wo warst du? Als du hättest nahen müssen
mit roten Blüten und mit süßen Küssen,
mit einem Lächeln halb schon die Gewährung,
da — in der Todesstunde der Entbehrung,
da kamst du nicht!

Ich liebe dich nicht mehr, doch fliegt ein Schauer
zuweilen über mich wie Frösteln hin.
Dann seh ich dich . . . Es legt die alte Trauer
sich wie ein Schleier über jeden Sinn . . .
Vergessen? — ach, wie kann ich dich vergessen!
Du zwingst das Wort, das dich zu kränken wähnt —
seitdem dein Brief kam, hab ich dagesessen
und mich nach dir — so wie du warst — gesehnt!

So viele Tage kommen und verrinnen —
wie kommt es, daß du immer meinen Sinnen,
verschwiegen-heimlich immer noch dich paarst?

So viele Tage kommen und vergehen —
doch ob mein Herz erlahm, mein Geist sich trübe,
mein Auge wird wie damals stets dich sehen,
und nie kann ich vergessen, tote Liebe,
wie schön du warst!

Und eine Antwort willst du? Ja, ich will
dir eine geben.

Ungestört und still
schlummern in meines Schreibfachs letzter Ecke
die toten Tage . . . Nimm die Hand und strecke
sie aus . . . Greif zu! — Heut leg ich sie hinein,
und sie sind dein!

Da du mich rufst, so will ich dir es sagen:
Ich gebe, was mir Rettung war in Tagen,
da mich das Leid, das du mir schufst, bezwang! —

Lies diese Lieder in der Dämmerstunde,
die einst — verblutet fast an seiner Wunde —
sich selbst zum Trost, mit letztem Flügelschlagen,
mein Herz dir sang.

Es sind die alten, längstbegrabenen Lieder.
Nun du mich liebst, klingen von selbst sie wieder . . .

Sie sind das letzte Wort aus meinem Munde
an dich . . . Lies sie in einer Dämmerstunde . . .

Es sind die Lieder, die — da es noch mutig
und stolz und stark war, da es noch nicht blutig
von deiner Hand, der grausamen, geschlagen —
Es sind die Lieder, die in jenen Tagen
mein Herz dir sang!

So findest Alles, tote Liebe, du
in diesen Blättern, die aus ihrer Ruh
du selber scheuchtest . . .

Klage mich nicht an,
wenn du den Moderduft zerfallener Leichen
— (Glück, Hoffnung, Schmerz hießen die Leben-
den) —
mit trübem Hauche deine Stirn umstreichen,
dein Herz vergiften fühlst: ich kann
nun nicht mehr halten die Entschwebenden . . .

Du wolltest es:

Vernimm nun auch die Kunde
von jenen Tagen — selig-traurigen Tagen —,
in denen ich gejubelt und gelitten
um dich . . .

Und lies die Lieder in der Dämmerstunde,
mit denen ich in Jauchzen und in Klagen
dich scheu umschlich.

Und dann — leb wohl!

Heidnische Lieder.

Rom, im Frühjahr 1891.

I.

Hoch ragt durch die schönste der römischen Nächte
 In schweigenden Trümmern ein mächtiger Bau.
 Als ob er der toten Zeiten gedächte,
 So steht er — düster, verschlossen und grau.

Er trauert und bietet die klaffenden Wunden
 Den Winden der Nacht, sie umspielen ihn frei.
 Er achtet nicht mehr der eilenden Stunden.
 Was ist ihm ihr Lauf? — Seine Zeit ist vorbei.

Ich aber umklammere die riesigen Steine:
 „Wölbst du dich noch droben, o himmlischer Dom,
 Da die Tempel der Größe doch sanken?“ — Ich
 weine . . .
 Was wurde aus dir, mein geschändetes Rom!

II.

Wo sind sie, die Jubelklänge des Festes?
 Berauschen denn nie mehr sie Herz und Sinn?
 Des Lebens Höchstes, des Lebens Bestes,
 Die goldene Freude, wo ist sie hin?

Wo sind sie, die nächtlichen Bacchanale?
 Der Reigen der Lust bis zum Tagesgraun?
 Nie schwingt er sich wieder in diesem Saale,
 Denn Keiner wird ihn uns wieder baun! —

Weiß schimmert das Mondlicht durch die Zypressen,
 Aufdämmt ein nüchternes Morgenrot —
 Wir haben die eigene Jugend vergessen,
 Die Welt der großen Freude ist tot!

III.

Frech hat in des Lebens heidnische Hallen
 Das Christentum seine Symbole gestellt,
 Und predigt auf Trümmern, zu Moder zerfallen,
 Dem Leben den Tod und Vernichtung der Welt.

Ich sehe es ragen, wohin ich mich wende,
 Das Kreuz, das noch Keinen befreit und be-
 glückt.

O Schönheit, es haben barbarische Hände
 Die Kränze des Ruhmes beschmutzt und
 zerpflückt!

Mit Gebeten und Flüchen treiben die Horden
 Die letzten der Deinen schon vor sich her —
 Schon zwei Jahrtausende währt ihr Morden.
 Wann kehrst du wieder? — Ach, nimmermehr!

Späte Jugend.

Ihm waren frühe Jahre
In Angst und Qual zerronnen —
Man hatte ihre Sonnen
Mit Schleiern ihm umspinnen.

Und ihm blieb nichts von jenen
Verlorenen, ersten Tagen.
Du hörtest nie ihn sagen
Von dem, was er getragen.

Die Jugend war gegangen,
Als er mit starkem Streben
Begann, auch seinem Leben
Ein eignes Glück zu geben.

Er fand noch eine Rose
Auf herbsteskahlem Beete,
Und eh sie ganz zerwehte,
Brach er die letzte, späte ...

Er nannte seine Jugend
Dies Glück, und fest umschlossen
Hielt ers, bis es zerflossen
Und auch er es genossen.

Deine goldenen Tage . . .

Deine goldenen Tage schleifen
durch die Gassen ihr Gewand . . .
Wann wird je dein Geist begreifen,
wer an seiner Wiege stand?

Kein in Lust ergrauter Zecher,
halb verachtet, kaum bekannt,
Füllte deiner Jugend Becher
trunken lächelnd bis zum Rand.

Nein, die Göttin stand des Ruhmes
an der Wiege rechter Hand,
Wies das Tor des Heiligtumes
deinen Blicken und — entschwand! . .

Jugend strahlt in unseres Lebens
Krone als der Diamant —
Laß als Welle nicht vergebens
sie versprühn an ödem Strand!

Ehe.

Sie mußten zusammen
durchs Leben gehn,
Und konnten doch niemals
zusammenstehn.

Sie wurden müde
und wurden alt,
Und quälten sich weiter
mit zäher Gewalt.

Der Eine so,
Die Andere so,
Und seines Lebens
ward Keiner froh.

In der Gesellschaft.

Alle schwiegen. Einer nur sprach fort.
Scharf und schneidend fiel sein klares Wort
In die Stille. Alle lauschten bang
Auf den seltenen, nie gehörten Klang.
Und er endete. Doch Alles schwieg
Tieferbittert.

Das war offener Krieg
Ihnen Allen! Keiner aber sprach.
Nichts die Stille ringsher unterbrach.
Jener aber ging mit leichtem Schritt,
Und er nahm den Haß von Allen mit.

Abendlicht.

Am Waldesrande ging ein armes Weib.
Das jüngste Kind lag an der matten Brust,
Und an der rechten Hand hielt sie das andre.
Das jauchzte auf in kindlich-heller Lust,
Als durch die Baumeskronen golden glänzte
Das Abendlicht der Sonne und den Pfad
Mit einem lichten, letzten Strahl beschien,
In den der Fuß des armen Kindes trat.

Da ließ es schnell, die Hand der Mutter los
Und beugte nieder sich, den hellen Schein
Mit seinen Händchen zu erfassen. Doch
Die Mutter sprach: „Komm weiter! Laß das sein!
Das da — ist nicht für uns!“ — und zog es auf.

Und weiter schritten sie, indeß zur Rüste
Die Sonne ging, aufflammend heiß und fahl.

Des Weibes abgehärmte Züge küßte,
Die toten Augen lind ihr letzter Strahl.

Hand in Hand.

Die Andern lachten
und gingen vorbei.
Wir aber dachten,
wie schön es sei:

So still zu gehen
durchs freie Land
Im Abendwehen
und Hand in Hand.

Das Gestern.

Was ist denn Gestern? — Ein vom Blitz des Heute
Gelähmter Krüppel, der uns mühsam nachhinkt,
Auf der Erinnerung schwanken Stab sich stützend;
Und doch ein Kind, das sich mit törichten Bitten
In ungestümen Wünschen an uns drängt . . .
Ein luftiger Traum, den wir vielleicht erlebt,
Und doch ein Wesen mit erstorbenen Augen . . .
Ein Sporn, getrieben in den Nerv der Kraft,
Doch an den Bügel ist der Fuß gebunden . . .

Was ist denn Gestern? — In dem starren Körper
Der letzte Funke noch der bangen Seele,
Und plötzlich steht der scheinbar Tote auf
Und redet uns ins Ohr verwirrte Worte,
Und zerrt zurück uns zu der leeren Bahre . . .
— In trüber Zeit ein Schritt dem Ziele näher,
In froher zwischen Glück und Schuld ein Abgrund.
Ein Kind des Denkens, das die Mutter mordet,
Und mit der Schwester, der Vergessenheit,
In furchtbar-ernstem Scherz Verstecken spielt . . .

Das ist das Gestern. — Fragst du mich noch weiter?
Ach, nimmer überhörst das Klirren du
Der Kette, die du müde nach dir schleifst,
Soviel du fragst, soviel ich Antwort gebe! . . .

Die Verlorenen.

I.

Die Schuld der Reue.

Müde, wirren Sinnes, wund geschlagen
Von des Tages Geißel, irrte ich
Durch die Stadt, der eben zugetragen
Mich ein Zufall. Blaß das Licht erblich.

Und ich fand ein Weib am Straßenrande.
Lässig, tonlos, ohne Lust und Kunst .
Warb sie mich zu flüchtigem Liebesbande
Einer Nacht voll schnellvergessener Gunst.

Wohin sonst? — Und so in ihren Armen
Schief ich ein, wachte in ihnen auf.
Als ich mich erhob — aus diesen warmen
Armen — glomm der Morgen schon herauf.

Sie erwachte nicht. Auf ihren Zügen
Lag ein Lächeln . . . Weiter Nichts. Ich fand
Keine jener vielgestaltigen Lügen:
Hoffnung nicht und Zweifel. Unbekannt

Schien ihr Alles, was uns Alle foltert:
Mitleid und Verachtung, Spott und Haß,
Was durch unsere Stirnen rasselnd poltert,
Friedenmordend, ohne Unterlaß.

Die dich Sünderin nennen, Bajadere,
 Toren sind sie, Toren, arm und krank!
 Eine Wahrheit rings in dieser Leere
 Fand bei dir ich — dafür habe Dank!

Welche Wahrheit? — Schließe deine Ohren,
 Schlummere weiter, lebende Geduld! . . .
 Eine Weise bist du unter Toren —:
 ‚Reue ist des Lebens einzige Schuld!‘

II.

Im Dienst der Freude.

Wie wahllos neigt dein Herz mit Beben
 Heut Dem und Morgen sich Jenem zu —
 Wann kommt, verlorenes Kind, dein Leben,
 Wann kommt es endlich zu seiner Ruh?

„Einst, wenn es alt und grau geworden“,
 So sprach ihr Mund und lachte dabei,
 „Baut Irgendwer an der Heimat Borden
 Ein Nest mir wohl, ein Nest für Zwei.“

Du irrender Stern, du flackerndes Feuer,
 Die du vom Himmel gekommen bist,
 Heil dir, wenn jeder Tag ein neuer,
 In Wahrheit dir ein neuer ist.

Doch wenn deine springenden Füße ermatten,
Den welkenden Nacken kein Arm mehr hält,
Wenn tiefer und tiefer des Abends Schatten
Auf deine leuchtende Stirne fällt,

Wenn deine lachenden Augen erblinden,
Die Wange sich furcht, verblaßt, verhärmt,
Bist dann auch gewiß du, den Einen zu finden
Von Zahllos-Vielen, die dich umschwärmt? —

„Es wird nicht alt, mein kleines Leben . . .“
Sprach wieder ihr Mund. Doch er lachte nicht
mehr.

„Ihr könnt der Frage nicht Antwort geben:
Wo geht es hin? — Wo kommt es her? —

Drum laßt mich mit Lachen den Weg vollenden.
Ich fühle, sein Ende ist bald erreicht,
Und die Flamme der Freude mit emsigen Händen
Zur Glut zu schüren, ist nicht so leicht . . .“

Lied der Geschlagenen.

Du hast dein eigenes, größtes Glück zerschlagen —
Nimm von ihm Abschied! Abschied nimm von
mir!

Ich scheide. Doch du wirst mir nie verzeihen,
Daß ich gelebt, daß ich gelebt in dir.

Nur Liebe war mein Herz: von dir bezwungen,
Gab es dir Alles, was es selbst besaß.
Ich weiß nicht, ob es Viel war oder Wenig,
Jedoch ich weiß, es war ein volles Maaß.

Nie kniete ich vor anderen Altären,
Als ihm, an dem du als mein Schlächter standst,
Schon lange, eh du Herz mir, Kraft und Ehre
In diesen Kreis der ewigen Schande bandst.

Ich liebte dich: treu immer dem Gebote,
Das ich von der Natur empfangen, war
Ich dein Gefährte, Freund, dein Bruder, Diener,
Dein Trost in Leid, dein Helfer in Gefahr.

Du aber schlugst mich, Frevler, schlugst mich!
schlugst mich!
Ich weinte, schrie, empörte mich und — blieb . . .
Mein Herz war stärker als der Stolz, der feige —
Verachtend schon behielt es dich noch lieb.

Selbst als Erkenntniß längst die dichten Schleier
Zerrissen, die dein Innerstes umhüllt,
Hab ich mit einem Lächeln noch der Liebe
Die frechen Wünsche deiner Lust erfüllt.

Stark war mein Herz, stark war es, fest und mutig.
,Zu lieben —‘ hieß sein einziges Gebot.
Du aber schlugst und schlugst mit rohen Fäusten,
Bis es zerbrach. Nun ist es endlich tot.

Die Lieder des Volkes.

„Was hilft es, die Bücher der Weisheit zu lesen!
Die Lieder des Volkes gilts zu verstehn:
Was ewig du sein wirst und was du gewesen,
In ihrem Spiegel wirst du es sehn.

Sie sind so einfach, wie Blumen am Raine,
So schlicht, wie des Vogels Gesang im Wald —
Belausche sie einmal beim Tanz und beim Weine,
Belausche sie achtsam, wie süß das schallt!

Du tauchst in ein Bad und kühlst deine Glieder,
Es lauscht dein Ohr, weil es lauschen muß.
Das sind deines Volkes unsterbliche Lieder,
Der Weisheit erster und letzter Schluß!“ —

So sprach er, wie träumend in ruhlosem Schläfe
Wie wehrend hob er die blutende Hand,
Und schleppte erwachend — ein ewiger Sklave —
In ärmlicher Freude sein Ketten-Gewand . . .

Wohin?

Von keiner Gunst getragen;
von keinem Dank belohnt;
Auf hohem Siegeswagen
ein Fürst, noch unentthront;

Ein Bettler für die Menge,
doch über ihr ein Gott;
Abseits der dreisten Menge,
halb Furcht ihr, halb ihr Spott,

So geht er — ach, ein Fänger
flüchtiger Schönheit nur . . .
Wohin, mein Lieblings-Sänger,
wohin führt deine Spur?

Sommersonntagnachmittag.

Bunten Menschenschwarms Gewimmel
 Unter einem Sommer-Himmel,
 Helles Lachen und Gesang,
 Offene Kutschen, kecke Reiter,
 Kremser, Zweirad und so weiter —
 Überall den Weg entlang.

Fernher eines Hornes Schallen,
 Einer Flinte lustig Knallen
 Ziellos in die blaue Luft ...
 Dort am Waldrand, welches Drängen!
 Zu den braunen Steingehängen
 Zieht der Wiesen reifer Duft.

Lässig Schlendern, wie vergebens ...
 Und ein neues Lied des Lebens
 Huscht durch meinen ernstesten Sinn.
 Vor dem Wirtshaus frohe Zecher,
 Lauter Zuruf, klirrende Becher,
 Eine schmucke Kellnerin ...

Rast hier! ... auf dem letzten Sitze —
 „Sie sinds, Nachbar? — Welche Hitze!
 Nehmt derweil mein Glas zur Hand!“

„Dank schön!“ — Sieh, am Fenster zeigt sich,
Tanzerglüht, hinaus nun neigt sich,
Ganz noch, halb noch abgewandt,

Ach! — ein feines, junges Köpfchen!
Welch zwei braune, trotzige Zöpfchen!
Schon im Unmut kehrt sie sich . . .
Durch die Tür mit einem Sprunge,
Staub und Dunst auf heißer Lunge —
Wildfang, sieh schon halt ich dich!

Duften allzu schwül die Rosen?
Zärtlich Flüstern, schweigsam Kosen,
Herz an Herzen, Schlag um Schlag . . .
Was noch weiter? — Glück, o schweige!
Noch ging er nicht ganz zur Neige
Dieser Sonntag-Nachmittag . . .

Die Verstoßenen.

Reicht den Verstoßenen den letzten Trank —
Ihr Fuß ist müde und ihr Herz ist krank ...
Ihr bleibt daheim im stillen, warmen Haus —
Sie ziehn in Nacht, in Nacht und Sturm hinaus ...

Auf euren Lippen liegt Gebet zu Gott —
Auf ihren Trotz, Hohn, Mitleid, Haß und Spott ...
Sie wollen fremde Liebe nicht, und doch —
Reicht ihnen einen Trank der Liebe noch ...

Ihr müder Fuß und ihr erkranktes Herz ...
Zu neuen Weiten und zu neuem Schmerz
Wandern sie stumm, wie Herbstlaub, welches still
Zur Muttererde noch gelangen will ...

Von Weltzwecken ist ihm Nichts bewußt,
Hinsterbend dient es neuer Werdenslust —
So wandern die Verstoßenen ... letztem Trank
Der Liebe bieten sie den letzten Dank.

Sie wandern wie die Woge, die nicht weiß,
Stürzt sie in diesen sich, in jenen Kreis ...
Sie wandern wie die Flamme, welche brennt,
Obwohl sie Licht nicht und nicht Wärme kennt ...

Wie Woge und wie Flamme wandern sie —
Ihr Fluch: daß sie zum Ziel gelangen nie!
Ihr Segen? — Ihres harten Samens Frucht,
Ihn ernten Andere. — Sie — sind verflucht!

Die Gewohnheit.

Ich bin ein Morgentraum, der schwer
 Auf deinem Herzen liegt;
 Ich bin ein Kuß, der liebeleer
 An deinen Mund sich schmiegt.
 Ich bin die Stimme deiner Zeit,
 Und wie du dich empörst:
 Ich bins, auf die in Lust und Leid
 Du stets als erste hörst.

Ich lenke dich mit leiser Hand.
 Du ahnst nicht, wer ich bin.
 Ich bin dir, die du nie gekannt,
 Treuste Begleiterin:
 Du kennst die Wahrheit, doch du lügst
 Und dein ist meine Schuld;
 Du liebst die Freiheit und du fügst
 Dich feig — ich sprach: Geduld.

Ich bin der Trägheit dumpfer Hauch,
 Dein Wille liegt erschlaft;
 Ich Sorge, daß aus altem Brauch
 Kein neuer Ton dich rafft.
 Ich nehme dich an meine Brust,
 Wenn schmerzlich auf du schreist —
 Ich bin es, der du unbewußt
 Dein bestes Leben weihst!



Freiheit.

Es fragte mich heute dein bebender Mund, wer frei
denn sei?

Ich hob meine Hand zum Himmel und sagte: Die
Wolken sind frei,

Und frei ist der Wind, der die Weiten der Welt im
Fluge durchwühlt,

Und frei ist das Meer, das den schimmernden Strand
mit Küssen bespült.

Frei sind jene Bergeshäupter, die nie ein Fußtritt bog,
Und frei sind die ruhenden Wälder, die nie ein Ruf
durchflog —

Dort baut der Fuchs sein Nest, der Hirsch hebt sein
Geweih:

Natur — ihr glühendes Leben, ihr schweigender
Tod, sie sind frei!

Sprich, sahst du den Adler kreisen? Was lenkt
seinen ziellosen Flug?

Und sahst du ein Roß in der Wüste, das nie den
Halfter trug?

Vernahmst du mein Lied, mein stürmisches Lied,
meinen ersten und letzten Schrei?—

Das Meer und der Aar und der Wald, das Roß und
mein Lied, sie sind frei!

Dort spielt ein Kind am Ufer . . . die Barke durch-
schneidet den See . . .

Es küßt die Rose der Tau — was lächelst du trübe
und weh?

Ach, jetzt erst versteh ich die Frage, die Frage:
wer frei denn sei? —

Wir Toren, wir Knechte der Torheit, nur wir sind
nicht frei!

Der Zecher.

Die Nacht lag in den letzten Zügen.
 Da mit geheimem Überdruß
 Rann von Vergnügen zu Vergnügen
 Er — schauernd schmachtend nach Genuß,
 Und schauernd Ruhe doch begehrend,
 Die, wenn sie auf ihn niedersank,
 Wie Flammenglut sein Hirn verzehrend,
 Die Tropfen seines Markes trank.

Kein Glas vermochte ihn zu stürzen
 Und keine Lippe zu erfreun —
 Um diese lange Nacht zu kürzen
 Muß er den längeren Tag bereun.
 Erst als er jede Tür verschlossen
 Und jedes Licht erloschen fand,
 Hat er sich lässig und verdrossen
 Mit schwanken Schritten heimgewandt.

Er steht in seinem engen Zimmer.
 Er sieht — und Kälte ihn durchfließt —
 Wie schon des Morgens fahler Schimmer
 Die weißen Wände übergießt.
 Er sieht — und seine Augen flimmern —
 Von jener Wand herabgeneigt
 Das Glas des Spiegels silbern schimmern,
 Das ihm sein eigenes Antlitz zeigt.

Und von geheimer Angst getrieben,
Tritt näher er an ihn heran,
Zu sehn, was diese Nacht geschrieben
Auf seine Züge haben kann.

Dasteht er vor dem blanken Glase,
Reibt seine blasse Fläche rein,
Und höhnisch, angstvoll, in Ekstase
Spricht stammelnd er in sie hinein:

„Bist du es,“ spricht er, „der das Siegel
Von dem verborgenen Leben löst,
So zeige mir mein Abbild, Spiegel,
Das mich gebannt hält und erlöst!
Gebannt hält, wenn ich — wie vor Jahren —
Derselbe glaube noch zu sein;
Erlöst, wenn mir, was ich erfahren,
Erzählt dein flüchtiger Widerschein ...“

Und lange schaut er, lange, lange
Wie in ein fremdes Angesicht,
Und als er endlich still und bange
Sich wandte, kannte er sich nicht:
Verwischt war, wie er einst gewesen,
Und ausgelöscht, was einst er war,
Er sah sich — lebend selbst verwesen,
Und sterben, was noch lebend war!

Und wildere Atemzüge heben
Die Brust: „Jetzt gilt es oder nie!

Jetzt gilt es sterben oder leben!
 Leben?! Doch fragt mich nur nicht wie!
 Dein eigenes Leben hast zerstört du,
 Vergeudet deine letzte Kraft.
 Nun ende, denn dir selbst gehörst du!
 Beende eine ewige Haft!

Verfaule bei lebendigem Leibe,
 Kraft-, hoffnungs-, ehr- und willenlos,
 Verhöhnt vom Mann, verlacht vom Weibe,
 Oder — beende kühn und groß!
 Erprobe einmal noch den Willen,
 Ihn, der sich schmäählich unterzwang,
 Und gehe schweigend jenen stillen,
 Unübersehbar weiten Gang! . . .“

Er wendet schwankend sich zum Tische.
 „Gift! — daß ich ende!“ — Und er reicht
 Nach einem Glas. Doch kühle Frische
 Durch die erstorbenen Adern schleicht . . .
 „Ist das der Trank nicht neuen Lebens?!
 Er sollte Tod sein! — Geht mir, geht!
 Des Todes Steuer löst vergebens
 Bei dem ihr ein, der aufrecht steht!“ —

Er trinkt in langen, durstigen Zügen,
 Und schenkt das Glas noch einmal voll.
 Er hebt es, trinkt — „Weh allen Lügen!“
 Und leert es, schwenkt es wahnsinnstoll:

„Dies leere Glas in deine Scheiben!
Zersplittere, falsches Wiederbild!!
Ich will, der stets ich war, auch bleiben,
Mir selbst mein Ziel, mir selbst mein Schild!

Ich lebte froher als die Andern,
Reicher ist Keiner, als ich bin!
Was kümmert mich ihr Ruhn und Wandern,
Der ich — ein — seliger — Trinker bin?! — —
Ich — la — che — —“ und hintüber fällt er.
Er röchelt: „Sieger — bin ich — doch! . . .“
In seinen starren Fingern hält er
Des Glases blutige Scherben noch.

UEBERWINDUNG

UEBERWINDUNG



Wiedergeburt.

Ich lebe wieder! — Herauf aus den feuchten
und dunklen Gewässern der Tiefe stieg,
Herauf ich zu den strahlenden Leuchten
des Tages wieder . . . Mein ist der Sieg!
Fallt nieder, dunkle Trauergewänder,
und bade mich wieder, goldener Schein:
Ich überblicke wieder die Länder
des Lebens und sie sind wieder mein!

Sie waren gesunken, die goldenen Ziele . . .
Jetzt weiß ich: es gibt ein einziges nur.
Einst glaubte ich, ihrer seien so viele
und wechselte suchend Spur, Spur um Spur.
Die haben mich durch die Lande getragen.
Es war eine ruhlose Wanderfahrt,
Auf welcher dem ungestümen Fragen
doch die eine und selbe Antwort nur ward:

„Ergründe das Letzte: Wozu du geboren!“ —

— — — — —
„Wozu ich geboren? — Was quält ihr mich!
Ich weiß nur das Eine: daß ich verloren,
und daß doch zum — Glücke geboren auch ich!“

So schrie ich und ballte verzweifelnd die Hände.
Und die Jugend ging hin wie ein trostloser Tag.
Ich sah des staubigen Weges kein Ende,
An dem ich verschmachtet und durstend lag.

Da kam mir ein fremder Wanderer entgegen
und zeigte mir lächelnd ein heimliches Haus:
,Ich störte noch nie dich auf deinen Wegen,
nun ruhe du einmal bei mir auch aus ...‘
Dem Frieden, dem schönen, war ich begegnet.
Er gab seine Hand mir, ich nahm sie still,
Und wie sein Kuß mich berührt und gesegnet,
da sagte ich leise: „Hab Dank — ich will!“

Er hob mich empor und hat an die warme,
erschauernde Brust mich der Liebe gelegt.
Dann haben mich weiche, liebkosende Arme
beruhigt, gewiegt, gepflegt mich, gehegt
Bei Tag und bei Nacht — und immer und immer
ging über mich hin, ob ruhig, ob bang,
Aus Augen voll Treue ein seliger Schimmer.
So schritt ich die Tage des Sommers entlang...

Leis schwanken die Halme im Sommerwinde:
Ich sitze sinnend vor meinem Haus.
Ich höre das Lachen von meinem Kinde
und ich begehre kaum mehr hinaus.

Wie draußen die Wasser auch drohen und schäumen,
 sie verwischen mir nicht meine sichere Furt . . .
 In neuen Liedern, in alten Träumen
 begeh ich das Fest meiner Wiedergeburt!

Ich lebe wieder: es ist ein Läuten,
 ein Klingen, ein Singen in meinem Ohr . . .
 Das will auch neue Freude bedeuten,
 sie wagt sich schüchtern wieder hervor.
 Nicht schwingt sie mich jubelnd in wirbelndem
 Tanze,
 nicht schmeichelnd betört sie mir Herz und Sinn,
 Doch wirft sie aus ihrem vollsten Kranze
 zuweilen auch mir eine Blüte hin.

Ich lebe! — Noch liegt auf meinen Tagen
 ein Glanz jenes Sommers: her schimmert es
 weit . . .

Ich höre zuweilen das jubelnde Schlagen
 der Nachtigallen zur Winterzeit . . .
 Ich lache zuweilen still und verstohlen:
 dann seh ich ein kleines, verschwiegenes Haus,
 Mein wartendes Glück und mein Kind, wie ein
 Fohlen
 so jung — und breite die Arme aus . . .

Ich lebe wieder! — Die Rüstung des Kriegers
 erwarb ich: nun ist sie mir Schutz und Wehr.

Es ist nicht der laute Triumph des Siegers,
doch auch sein verzweifeltes Ringen nicht mehr.
Ernst steh ich und warte auf die Gefährten,
die Feder am Hut, das Schwert im Gurt:
Die Tage, die mir zu leben gewährten,
sie sind meine Wieder- und Wieder-Geburt!

Wandlung.

Wie verändert ist nun Alles! —
So erschien die Welt mir nie!
Wahn und Hoffnung, meines Falles
Standen lange wartend sie.

Ihre wesenlosen Schatten
Tanzten um mich, rund und rund:
Mochten sie bei Tag sich gatten,
Lösten Nachts sie ihren Bund.

Doch die Tage sind vergangen
Und die Nächte sind verrauscht —
Meinem stürmischen Verlangen
Scheint die Welt wie ausgetauscht.

Und ich nehme es als Gnade,
Daß so reich mein Blick sie sieht.
Sonne scheint auf alle Pfade,
Die ein seliger Wanderer zieht . . .

Eine wundervolle Klarheit
Hat mir Leid und Lust durchhellt,
Und die Schätze ihrer Wahrheit
Beut mir die besiegte Welt.

Jeden höchsten Gipfel grüße
Ich — er schirmt mein Heimathaus.
Meine müden Wanderfüße
Ruhn auf vielen Schwellen aus . . .

Die Grenze des Wissens.

I.

Weither kam ich, um zu sehen,
Wann sie endet, diese Welt.
Wo die letzten Häuser stehen
Schlug ich auf mein Wanderzelt.

So — entflohn dem Kampf der Sorgen —
Schlief ich ohne Träume ein,
Schlief, bis mich zur Tat der Morgen
Rief mit seinem goldenen Schein.

Fällte Balken zu vier Wänden,
Füllte jede Spalte aus —
Schnell empor aus meinen Händen
Wuchs der neuen Heimat Haus ...

2.

So — als Wächter auf der Welten
Fernstem, äußerstem Gebiet,
Wo die Werte nicht mehr gelten,
Die Vergangenheit uns riet,

Stand ich wartend, um zu sehen,
Wer so weit, wie ich, sich wagt;
Wo die letzten Häuser stehen,
Ob noch einer weiter fragt.

Meine Seele füllte Frieden:
Keiner wagt sich bis hierher!
Wem, als mir, ist dies beschieden?
Kein Lebendiger gleicht mir mehr!

3.

Wochen schwanden so und Monde.
In der Weiten schweigsam Rund,
Wo ich — mehr als einsam — thronte,
Drang kein Ruf aus Menschenmund.

Schroffe Felsen mir zur Seite,
Unter mir das tiefe Tal,
Vor mir grenzenlose Weite —
Wer sie mäße — nur einmal!

— Und ich wurde unzufrieden,
Da mich keine Stimme rief . . .
War es nicht ein träger Frieden,
In dem meine Seele schlief?

4.

Eines Morgens scholl ein Singen
 Tief in meinen stillen Schlaf,
 Das mich wie der Feindesklingen
 Schärfe tief ins Innere traf.

In des Frühlichts greller Helle
 Stand ein Jüngling. Festgeschuht
 Trat er hin vor meine Schwelle:
 Wegbestaubt, doch wohlgenut.

„Woher du?“ — Ich frugs mit Schauern.
 ‚Aus der Nacht!‘ — sprach ernsthaft er:
 ‚Weiter muß ich ohne Zaudern.
 Frag: wohin? — mich, nicht: woher? —‘

5.

„Weiter willst du, junger Schwärmer,“
 Rief ich schreiend, „o du Tor,
 Der um keinen Glauben ärmer
 Sich bis hierher schon verlor!

Rette deine jungen Lenze!
 Lenke rückwärts deinen Schritt!
 Wisse, du stehst an der Grenze,
 Die kein Fuß je überschritt! . . .“

Doch er höhnte: ‚Alter Knabe,
 Dein Fuß kann nicht weitergehn.
 Dich erdrückt des Dünkels Habe —
 Komm mir nach! — Auf Wiedersehn!‘

6.

Und ich stand, der Immer-Gleiche,
 Seines Lachens lächelnd still:
 Morgen finde ich die Leiche,
 Wo ich sie nur finden will.

Aber es ward Tag und Morgen,
 Es ward Abend, es ward Nacht.
 — Wo hat ihn der Tod verborgen,
 Der ihn doch hierhergebracht,

Daß ich sein Gebein nicht finden
 Kann am blutigen Felsgezack? —
 Will mein Blick wirklich erblinden?
 Und mein Schiff, ward es zum Wrack? —

7.

Ich verlasse Tag und Nacht nicht
 Dieses engen Raums Revier,
 Bis ich diese große Schlacht nicht
 Sieghaft ausgekämpft in mir.

Das so lange mir zum Segen,
Nun zum Fluch ward mir dies Haus:
Rastlos gilt es sich zu regen —
Einer schon ist mir voraus . . .

Und so saß ich lange Tage
In des neuen Ziels Gewalt,
Löste Frage, Frage um Frage,
Siegte langsam und — ward alt!

8.

Als ich dann vor meine Schwelle
Trat, bereit zum Weitergehn,
Sah ich an der fernsten Stelle
Schon die neuen Hütten stehn,

Wo der kühne Flug der Falken
Vordem kaum sich hingewandt. —
In des eigenen Daches Balken
Warf ich da den Feuerbrand.

Lohend stand mein Haus in Flammen,
Als die Kuppe ich erreicht.
Hinter mir brach es zusammen,
Und ums Herz ward es mir leicht!

9.

Nie darfst du dir Hütten bauen
An der Erde fernsten Saum . . .
Ungeblendet gilts zu schauen
Tiefer als der Ferne Raum.

Sinke heute müde nieder,
Aber stehe morgen auf . . .
Laß die ungelenken Glieder
Nie verlernen ihren Lauf!

Weiter, weiter! — Seliges Gehen,
Ohne jeden Ziels Gewähr!
Wo die letzten Häuser stehen,
Endet meine Welt nicht mehr . . .

Morgenfrühe.

O silberne Morgenfrühe!
Ich habe nach ruhloser Nacht
Die Fracht gehäufte Mühe
In deinen Hafen gebracht.

Ich werfe beruhigt die Anker
In Wasser, kaum bewegt,
Über die mein Wunsch, mein schwanker,
Für heute sich schlafen legt . . .

Letztes Licht.

Zwischen den zerrissenen Streifen
Blinkt ein liches Blau hervor.
Meine irren Sinne greifen
Zu dem kargen Licht empor.

Dunkel rings. Die Wolken schieben
Näher sich und näher — bald
Wird das letzte Licht zerrieben,
Ist die Nacht herabgewallt.

Aber noch zerteilt ein Streifen
Himmelsblau den Wolkenflor,
Und die irren Sinne greifen
Angstvoll zu dem Licht empor . . .

Schrei.

Es verging, es verging keine Stunde in der Nacht,
 Daß ich deiner, ferne Liebe, daß ich deiner nicht
 gedacht.

Jede Stunde, jede Stunde bin vom Schläfe ich er-
 wacht,

Hab die Tore der Gedanken auf- und wieder zu-
 gemacht.

Wie mit Sehnsucht, wilder Sehnsucht, hast du
 meine Brust erfüllt,
 Daß sogar in diesem Dunkel dein Bild strahlend
 sich enthüllt!

Nieder fiel der Trennung Schleier, doch der Schleier
 liegt zerknüllt,

Aber hungrig ist mein Schmerz, der Löwe, der in
 Wüsten brüllt! —

Es vergeht, es vergeht keine Nacht, nicht eine geht,
 Daß dein Bild nicht leuchtend vor mir, leuchtend
 mir vor Augen steht...

Jeder Atem meines Mundes ist ein Wunsch, der
 dich erfleht —

Warum ist dein Fuß so lässig, und so glühend mein
 Gebet?!

144

**Mein Gebet, mein Gebet, daß du länger nicht mehr
weilst,
Diese schwarzen Nächte mit dem Lichte deines
Lächelns teilst,
Dieser Stunden blutige Kette, diesen Kettenring
zerfeilst,
Meine Sehnsucht, die mich tötet, meine Sehnsucht
endlich heilst!**

Im Zimmer unter mir . . .

Ich höre das Stöhnen des Kranken allnächtlich
 unter mir,
 Und meine Gedanken schwanken allnächtlich zu
 ihm von dir . . .
 Ich seh einen Toten, noch lebend; ich sehe ihn
 röchelnd sich mühn,
 Und schmerzlich selbst erbebend bin ich im Geiste
 um ihn . . .

Verzeih mir, du meine Liebe, daß mein Gedanke
 bei Nacht
 Dir untreu ward, der trübe, doch du hast selbst die
 Schlacht
 In mir heraufbeschworen — ja wärest du immer mein,
 Du hättest sie nie verloren, es wär auch der letzte
 noch dein!

Sieh, du hast mich entlassen heute Abend wie so
 oft
 Ich müßte dich glühend hassen, weil ich so heiß
 gehofft
 Heut Nacht in deinen Armen zu ruhn eine kurze
 Frist —
 Doch du bist ohne Erbarmen, weil ohne Liebe du
 bist! —

Horch, wie er stöhnt und röchelt, wie sein Odem
faucht und pfeift,
Dem keine Hoffnung lächelt! — Ich fühle, wie
mich ergreift
Plötzlich des Todes Schauer: auch ich bin wie
dieser Mann,
Der in endloser Trauer nicht leben und sterben
kann.

Auch ich, ich liege seit Wochen auf einem ein-
samem Pfühl,
Mein Herz ist schon gebrochen, nur für dich nicht
sein Gefühl,
Und wenn je dein Gedanke, nur einer, sich um
mich regt,
Es ist, als ob deine schlanke Hand still sich über
mich legt . . .

Ich weiß: bald werde ich sterben, es ist nicht
allzu schwer!
Wann wirst du mich ganz verderben — sprich es
aus, ich begehre nicht mehr! . . .
Ich warte und lausche dem Kranken, der stöhnend
unter mir
Hinstirbt und meine Gedanken, sie ziehen zu ihm
von dir! . . .

Ausklang.

Träume meiner Jugendtage,
Halb zerweht in eitle Klage,
Halb ein freudiges Beginnen —
Lachend sah ich euch zerrinnen.

Früh gereift . . . mit kühlem Blicke
Lenkend eigenste Geschicke,
Steh ich, noch im Jugend-Lenze,
Auf des Wissens letzter Grenze.

Ich kann Beides: ich kann enden,
Kann: was ich begann, vollenden.
Vor mir liegt ein freies Leben,
Dem ich selbst erst Wert gegeben.

Aber in mir starb, was schüchtern
Einst auf Andere sah, und nüchtern
Ward ich, seit mein bestes Lieben
Ich im Strome sah zerstieben.

Wie mein Lieben, sah mein Hassen
Ich im Lebenskampf erblassen.
Kalt sah ich die Andern lügen,
Und ich kann mich nicht betrügen.

Nur der eigene Wille lenkt mich.
Und kein Wünschen ferner drängt mich
Zu den schwachen blöden Schaaren,
Die mir einst Begleiter waren.

Ich kann enden, kann vollenden —
Immer in den eigenen Händen
Wird mein Glück und Unglück liegen,
Und kein Schicksal wird es biegen!

Ein Erwachen.

Wieder hat ein Morgen sich erhoben;
Wieder ist der Träume Schwarm zerstoßen —
Alles wieder, wie es gestern war!
Aber wie sie stumm vorüberziehen,
Wie sie schweben, schwanken, schwinden, fliehen,
Löst sich los ein Traum aus ihrer Schaar.

Und er gaukelt vor den wachen Sinnen.
Und ich bange: was wird er beginnen?
Wird er immer näher mich umziehen?
Wird ihn nicht die kühle Morgenhelle
Treiben von des müden Herzens Schwelle?
Wird er bleiben? Wird auch er entfliehn?

Will die Mutter Nacht ihr Kind mir lassen?
Ach, ich kann das luftige nicht fassen,
Und ich habe nicht nach ihm verlangt.
Nimm es fort — so wie du einst die Stunden,
Da es sich zuerst zu mir gefunden,
Mit dir nahmst, vor denen mir noch bangt.

Alles starb! — Was will ein Traum noch leben?
Um dem Schmerze neue Kraft zu geben?
Besser, auch das letzte Denken stirbt!

Wie die Blume stirbt, wenn sie verblühte,
 Wie Begeisterung stirbt, wenn sie verglühte,
 Sterbe dieser Traum, der um mich wirbt!

Er vermag dies Herz aus seinem Schweigen
 Nicht zu rütteln — mag er ihm auch zeigen
 Tage — Nächte, die vergangen sind.
 Tage, wo die Leidenschaft mich stählte,
 Nächte, wo die Liebe mich vermählte —
 Mutter Nacht, nimm hin dein dreistes Kind!

Denn es wird mir lästig! — Übersritten
 Habe ich das Leben, und gelitten
 Habe ich — da frommt kein Träumen mehr.
 In die Welt warf ich mein freies Denken.
 Willst du mich aus meinen Bahnen lenken,
 Sende stärkere Kämpfer zu mir her!

Die Vergangenheit bezwingt mich nimmer,
 Und Erinnerung mit ihrem Schimmer
 Zeigt mir neu des Lebens Tiefen nur.
 Wozu nutzlos in die dunklen tauchen?
 Wozu Worte in die Lüfte hauchen,
 Die im Äther lassen keine Spur?

Und der Traum zerweht — — — — —
 — — — — — da plötzlich langen
 Fühle ich nach mir die Sehnsucht . . . Bangen
 Um das Längstverlorene packt mich an.

Wollte ich mit kühlen, starren Lügen
Eben nicht mein armes Herz betrügen?
Und zerstören einen süßen Bann?

Was mich eben mitleidvoll umwoben
Stieß ich von mir — und nun ist zerstoßen
Auch das Glück mit dieser Träume Schaar ...
Und der ganze Jammer faßt mich wieder —
Und ich stürze weh aufschreiend nieder — —
Alles wieder, wie es gestern war!

Ruhe.

Auf weiche Polster, in des Waldes Moosen,
Auf deiner jungen Brust erblühte Rosen
Hab ich nach fast vergessener Tage Sorgen
mein Haupt geborgen.

Es kam ein Tag nach den durchhärmtten Tagen,
Der ließ mich mehr, als je ein anderer, tragen:
Verzweiflung kam, die ich mit meinem Willen
nicht konnte stillen.

Da beugte ich die Stirn. Und langsam sank sie
Auf meine röchelnde Brust. Und dürstend trank sie
Den Schweiß der Mühe. — Und in großem Frieden
bin ich geschieden . . .

Er wars, der zum Feigling manchen Starken ge-
knickt;
Der euer Lachen gemordet, wenn er euch an-
geblickt —
Schweigend kam er, ging er — wer hat nach ihm
geschickt?
Kommt er schon? — — Da ist er! Seht ihr, wie
er nickt? ..

Warnung.

Mein ist noch eine letzte Stunde,
Bevor der Atem mir versagt.

Weh dem, der an die offene Wunde
Mit plumper Hand zu rühren wagt.

Weh ihm, denn ein Verzweifelter streitet
Um dieses Glückes letzten Glanz,
Das über mich sein Licht gebreitet
Nach leerer Tage wildem Tanz.

Weh dem, der dieses Glück zu stören,
— Mein letztes Glück — zu stören wagt —
Er wird ein totes Herz empören,
Das starb, doch niemals ganz entsagt!

Fluch.

Es liegt ein Fluch in dem Verengen.

**Die Wände, da du länger weilst,
Sie scheinen näher sich zu drängen.**

Wie kühn du auch nach außen teilst

Der Seele Fluten — immer, immer

Beredet dich ein Drang, zu ruhn . . .

Der Sonne Glanz — er wird zum Schimmer!

Es wird zum Wollen nur — dein Tun!

Die Schleier.

Immer dunkler deine Lieder? —
Ja. Es kehrt zum Abstieg nieder,
Was mißachtet-unverstanden,
Lag in jahreschweren Banden.
All die Klugen und die Kalten
Möchte ich zu Narren halten.
Meine Schleier will ich hissen
Über sie, die Alles wissen.
In geheimnißvolle Tiefen
Stimmen nach, die lockend riefen,
Die sie klagend-süß umhauchen
Will ich ihre Klugheit tauchen . . .

Mörder.

Mörder, mein Wort umschleicht dich! — Wende
mir

Dein Antlitz zu, dein fahles Angesicht.
Tritt vor mich hin ins freie Sonnenlicht,
Und wage noch zu lachen! — Sieh mich an:
Du, der bisher der Strafe scheu entrann,
Mörder, mein Schwert erreicht dich!

Mörder, hebe die Klinge! Kreuze sie!
Mit der Unschuldigen Blut ist sie befleckt.
Du zitterst, du erbleichst? — Ja, nach dir streckt
Sich heute meine Hand — sie will dein Blut.
Ich ruhe nicht, bis ich dich — fasse Mut! —
Mörder, zum Kniefall zwingen!

Mörder, die Welten schweigen! Auf uns Zwei
Sind Aller Blicke zitternd hingewandt.
Die Sonne glüht auf das gequälte Land.
Auf! zwischen uns nun kämpft der Kampf sich
aus!
Ich will der Welt in Nacht- und Sturmgebraus,
Mörder, ein Beispiel zeigen!

**Mörder, dreimal dir Wehe! — Dort nun liegst
Besiegt du von dem stärkeren Schwert des Lichts!
Ich schwang es, und vor mir wardst du zu Nichts!
Mörder, mein Mund spricht über dich Gericht —
Er rächt und rechnet nicht — er lacht und spricht:
Mörder, steh auf und — gehe! — —**

Ich muß wieder fliegen! . . .

**Ich muß wieder fliegen! — Ich muß wieder fliegen!
Ich trags nicht mehr! —
Süß redet die Ferne von Kämpfen und Siegen —
Mein Herz schlägt schwer . . .**

**Ich darf meine Tage nicht mehr verhüllen
In diesem Staub.
Ich muß in die Ferne, um sie zu füllen
Mit neuem Raub.**

**Es rief mit der Stimme der Kraft ein Rufer
Mich lang und laut:
Ich sehe neue und herrliche Ufer,
Von Licht betaut;**

**Ich sehe Gebirge, groß, gewaltig,
Der Adler Hort,
Und Städte seh ich: wie fremdgestaltig
Die Menschen dort!**

**Schon bin ich der jugendkräftige Schwimmer,
Der sie beschritt,
Schon bin ich der Kühnen kühner Erklammer,
Der sie erstritt.**

Schon in die gaukelnden, schwirrenden Massen
Hineingetaucht,
Hab ohne Lieben und ohne Hassen
Ich sie verbraucht! . . .

Ich fliege wieder! — Ich fliege wieder! —
Die Ferne fällt!
Mein sind unzählige neue Lieder!
Mein ist die Welt! — —

Heim schwankt im Herbste der Wagen, beladen
Mit neuer Frucht.
So kehre ich heim zu meinen Gestaden,
In diese Bucht,
Wo ich nun still vor Anker legen
Die Frachten will . . .
Befreit von Last, beschwert von Segen
Seh ich der Winternacht entgegen.
Mein Herz schlägt still.

Der letzte Tag.

Geh stiller, meines Herzens Schlag,
Und schließt euch, alle meine Wunden —
Denn heute ist mein letzter Tag,
Und dies sind seine letzte Stunden! . . .

Verstumme, klägerischer Mund!
Beschwichtige dich, Rebell, Gedanke!
Ich schließe heute einen Bund,
Der setzt euch Beiden eine Schranke.

Jawohl, Empörer, es ist aus!
Die Kraft, die euch erhielt, verdorrte —
Wie bald, und leer steht euer Haus!
Schon schloß sich seine morsche Pforte . . .

Was willst du, Leben, noch von mir?
Sieh, deine Macht hat sich verloren.
Ich sage lächelnd Abschied dir,
Mich hat dein Sieger auserkoren.

Schon steht er wartend. Und er reißt
Von meiner Lippe deinen Becher.
Dort klirrt er hin — in Trümmern gleißt
Sein Glanz nur dem bestohlenen Zecher.

Der lehnt die kalte Stirn zurück . . .
 Und in die ungeheuren Welten
 Sieht er mit einem letzten Blick,
 Dem alle Nächte sich erhellten! —

Mir wird kein letzter Wunsch gewährt,
 Nichts lindert diese letzten Leiden . . .
 Roh wird der Becher ausgeleert —
 Noch sterbend muß ich mich bescheiden.

Doch dürfte ich den letzten Tag
 Mit einem letzten Wunsche füllen,
 So möge mir sein hastiger Schlag
 Noch einmal dieses Bild enthüllen:

Es war ein durstiger Sonnentag,
 Doch Herbst schon. Hoch im Rebgelände,
 Von wo das Auge schauen mag
 Weit in die Welt, weit — ohne Ende — —

Dort lagen wir, dicht Brust an Brust . . .
 In Sehnsucht Jahrelang geschieden
 Und ihrer Kraft noch unbewußt,
 Fand unsere Liebe hier den Frieden.

Du schwiegst — ich schwieg . . . Dann sprach
 ich leis,
 Und sprach von Allem, was ich dachte . . .

Herz wurde mir und Wange heiß . . .
Es küßte mich dein Mund und lachte . . .

Und langsam losch des Tages Schein —
Wir sahn des Stromes stilles Fließen . . .
Ich starb in Glück — und du wardst mein,
Mein in berauschem Genießen! — —

Geh stiller meines Herzens Schlag!
Und schließt euch alle meine Wunden,
Denn heute ist mein letzter Tag,
Und dies — sind seine letzten Stunden!

Am neuen Ufer.

I.

Lange stand am schwanken Bug ich
Meines Lebensschiffes. Leer
War die Weite . . . Nicht ertrug ich
Dieses wehe Warten mehr.

Um mich mit den Flügeln schlug ich.
Übers grenzenlose Meer
Meine letzte Hoffnung trug ich
Hier zu diesem Ufer her.

2.

Senke deine Flügel nieder,
Die der weiche Wind beschwingt:
Hier beginnt der Reigen wieder,
Den die große Freude schlingt.

Neue Ufer, neue Lieder! —
Wem der Flug hierher gelingt,
Taucht sein wegemüd Gefieder
In den Quell, der hier entspringt.

3.

Das sind wunderbare Töne,
Die, von Jugendlust geschwellt,
Aus der Brust der Freiheits-Söhne
Rauschen durch das weite Feld!

Brauset! — Euer Klang versöhne
Mich mit dieser feilen Welt!
Unerreicht ist eure Schöne —
Hier errichte ich mein Zelt.

4.

Und die Freude schlang den Reigen,
Schlang um Mann ihn, Weib und Kind;
Und es flüsterten die Geigen
Mit dem lauen Sommerwind.

Lange saß ich so. Und steigen
Sah ich Flut und Lust. Geschwind:
Lebe! — Bald beginnt das Schweigen,
Dem kein Sterblicher entrinnt . . .

Während der Nacht.

Mit wunderbaren Gebilden,
in dämmernde Schleier gehüllt,
ward jäh in nächtigen Gefilden
mein Blick erfüllt.

Es ging von diesen Gestalten
— als suchten ihr Heimat-Haus,
die rastlos weiter wallten —
der Friede aus.

Nichts war zu unterscheiden,
und recht zu deuten Nichts,
doch kam in tiefes Leiden
ein Strahl des Lichts.

Auch wer sie waren, fragte
ich nicht — sie waren mein,
und der um Schlummer klagte,
nicht mehr allein!

„Bevölkert alle Nächte,
wo Gram nicht schlafen läßt!“
Rief ich, und hob die Rechte,
zu halten fest,

Nächtlicher Kampf.

Flammend in der Nächte Dunkeln
Fiel ein Stern. In diese Nacht,
Die beehrte, reicht mit Funkeln
Keines Sternes scheue Pracht.
Wer den Pfad der Einsamkeit sich
In erlahmtem Mut gesucht,
— Einmal nur! — um den dehnt weit sich
Nacht, die täglich er verflucht.

In die Höhe ich mich richte,
Denn unmöglich scheint mir nicht,
Daß in diese allem Lichte
Abgewandte Nacht er bricht:
Jener Strahl, dem meine ganze
Lebens-Leidenschaft gehört,
Die mit ihrer Flammenlanze
Meines Himmels Nacht zerstört.

Und mit jugendkühnen Händen
Werfe Alles, was ich an
Den schon halbgeleerten Geländen
Der Erinnerung pflücken kann,
Hin, um dieses große Schweigen
Einer nackten, leeren Nacht

Kraftvoll niederwärts zu neigen
 Zu dem Tag, der bald erwacht:

Eine Stunde, wo zum ersten
 Male mich ein Mund geküßt!
 Eine andere (— meiner leersten —),
 Wo ein Leben ich versüßt!
 Eine dritte, wo allein ich
 Die Unendlichkeit durchdacht!
 Eine vierte, die beim Wein ich
 Wild im Freundeskreis durchlacht! —

... Fällt in dieser Nächte Dunkeln
 Noch kein Stern? Genügt es nicht
 Daß ich vier der Stunden funkeln
 Ließ in hellem Jugendlicht?! —
 Weiter grübele! Oder siegend
 Mordet dich die dunkle Nacht.
 Raffe auf dich! Sie bekriegend
 Wage eine letzte Schlacht!

Und beschämt und still begann ich:
 Als noch jung und stark ich war,
 Fand ich selbst mich und durchrann ich
 Selbstvergessend Jahr um Jahr.
 Wollte zu dem Nie-Gewollten
 Reichen — rang — gewann — und sie
 Waren es, die Dank mir zollten! —
 Glücklich, glücklich war ich nie! ...

... Und die leeren Himmel schwiegen.
Dunkel lag die stille Nacht.
Nicht ein Sternbild sprach von Siegen.
— Warum weiter ich gedacht?
Weil ich diesem frechen Schweigen
Nicht mich sklavisch beugen will,
Halte in dem wirren Reigen
Meiner Tage jäh ich still!

Auch ich schweige. Und die Stunden
Nehmen ruhig ihren Lauf. —
Da, verblutend an den Wunden,
Schrie ich voll Verzweiflung auf:
Nein, der nächste Morgen soll mich
Als Besiegten nimmer sehn —
Schulde dieser Nacht noch Zoll ich?
Ich bezahle! Laßt mich gehn!

Nicht genügend! Ringsum Nacht noch.
Wieder hebe hoch ich mich:
Bin hinab zum tiefsten Schacht doch
Dieses Seins gestiegen ich,
Hab an Menschen, Gott und Göttern
Doch gerüttelt ohne Ruh —
Freche Nacht, an Todes-Spöttern,
Nie besiegt, stirbst auch du!

Und mit neuen Kräften hebe
Ich mich adlergleich empor:

Ob ich sterbe, ob ich lebe,
Ist mir gleich. Ob ich verlor,
Ob gewann, das will ich wissen!
Und mit einem letzten Blick
Schaue auf ich: dort zerrissen
Liegt die Nacht! O Augenblick —

Bist du mein? — Ich bin der Sieger! —
Hellt ein Stern dort nicht die Nacht?! —
Nein, ein neuer, frischer Krieger
Stürzt in die entschiedene Schlacht:
Statt der Nacht tritt nun der Morgen
In erneuter Rüstung hin,
Dem ich — gegen seine Sorgen
Wehrlos — unterlegen bin!

An den Ufern.

I.

Die Frage.

Ihr, welche ihr in Freiheit lebt,
Erwachte, welche geschlafen,
Die ihr am Ziel, das ihr erstrebt,
Was wißt ihr von uns, den Sklaven?!

Nichts. — Doch ihr kennt den langen Pfad,
Den Pfad über Gräfte und Klüfte,
Den einst auch euer Fuß betrat,
Den ihr gingt mit erlahmender Hüfte.

Und wir, was wissen wir von euch,
Den Großen, den Erhabenen —
Ihr seid den großen Toten gleich,
Den Gestorbenen, den Begrabenen.

— So wallen die Wahrheit-Sucher, wir,
Der Zukunft erliegende Beute:
Wir kennen ein Dort nur, nicht ein Hier;
Ein Morgen nur, nie ein Heute!

Doch wir fragen euch. Gebt Antwort nun:
 „Wie seid ihr so groß geworden?
 Woher euer Lächeln? Woher euer Ruhn
 An heimatsicheren Borden? . . .“

2.

Die Antwort.

Ihr fragt uns. Euer wilder Schrei
 Erreicht uns noch, die Lebenden.
 Wir sind nicht tot. Wir sind die frei
 Und lächelnd Antwort Gebenden.

Was sucht ihr ein Ziel? Es gibt kein Ziel,
 Das über euch leuchtete — in euch
 Ruht, was Natur euch lieb zum Spiel.
 Was gebt ihr dem Wahne hin euch?

Er treibt euch peitschend von Tag zu Tag,
 Er läßt euch nicht ruhen, nicht rasten,
 Er hemmt eures Herzens freudigen Schlag,
 Und das Glück verscheucht euer Hasten.

Besinnt euch auf euch selbst! — Kehrt ein
 Bei euch selbst in verschwiegener Stunde! —
 Ruht! — Festigt euch! — Wieder dann schmeckt
 der Wein,
 Der Kuß von geliebtem Munde.

Was wollt ihr von uns? — Ihr nennt uns groß.
Wir wissen es nicht. Wir — leben.
Wir wollen nicht mehr aus der Zukunft Schoß
Unerreichbare Güter heben.

Was fragt ihr uns? — Euer Fragen ist leer.
Es vermag uns nicht mehr zu rühren.
Ihr seid am Ziel! — Was wollt ihr noch mehr?
Wer vermöchte euch weiter zu führen?!

Rastlosigkeit.

I.

Umgebt mich mit der Liebe Flitter,
Umrauscht mein Ohr mit Harmonie,
Reicht mir zum Bau des Glücks die Splitter
Der Hilfe — ich entrinne nie!

Ebnet die Wege, die ich schreite,
Hebt alle Schatten fort vom Licht,
Tretet vor meinem Schmerz beiseite,
Verneigt euch — ich entrinne nicht!

Umrankt mich mit der grünen Krone
Des Ruhms, mit goldener Freude mich,
Gebt neues Leben mir zum Lohne
Für altes — nicht entrinne ich!

Mich hat die Einsamkeit gezeichnet!
Ich fühle kühl sie mich umwehn —
Wer sich der großen Göttin eignet
Muß wandern, oder — untergehn!

2.

Mag ich das deutsche Land durchschweifen,
 Im Nebelrauch der Themse stehn,
 Der Urgebirge Schlünde streifen,
 Am Strande meiner Heimat gehn;

Mag mich des Meeres Nacken tragen
 Dorthin, wo Leid in Lust verwechselt —
 In unauffindbar-fernen Tagen
 Ward Wiege mir und Grab vertauscht!

Erst, wenn das letzte Blut der Venen
 Die Schwelle meines Todes netzt,
 Ist von mir in dem Tal der Tränen
 Der Ruhe blutiges Mal erhetzt . . .

3.

Paris! — du Pfuhl, betaut mit Rosen,
 Du Stadt der ewigen Communards,
 Wie heimisch klingt dein wirres Tosen!
 Wie strahlen deine Boulevards!

Wer doch in dir den Frieden fände!
 Den Frieden, den der Geist ersehnt,
 Der müde sich ans Fruchtgelände
 Des überreichen Lebens lehnt —

Es ist versagt! Ich wende zaudernd
Mich ab. Leb wohl auch du, Paris!
Wohin nun? — Ich betaste schaudernd
Die Ferne, die ich kaum verließ . . .

— Mich hat die Einsamkeit gezeichnet!
Sie wird mich überallerspähn.
Wer sich der großen Göttin eignet,
Muß siegen, oder — untergehn.

Nur eine Rettung: ewiges Wandern,
Zu wechseln rastlos Weg und Ziel,
Zu fliehn von einer Brust zur andern . . .
Leb wohl, du Glück, das mir nicht fiel.

Durst.

1.

Die Nacht beginnt. Die letzten Klänge
 Des Tags verhallen. Letztes Licht
 Lockt aus armseligem Gedränge
 Des Tages meinen Frieden nicht.

Es sinkt verwelkt die letzte Rose
 Von meines Glücks erschlaffter Brust,
 Und sterbend trinkt die heimatlose
 Am Tau der Nacht sich letzte Lust.

Die Nacht begann. Was ich begehrte
 Von diesem Tag, hat er verwehrt:
 Er reicht den Kelch mir, den er leerte —
 Ich dürste. Doch er ist geleert.

2.

Was soll mir noch sein goldenes Glänzen?
 Trank meine Jugend ihn nicht leer? —
 Ich kann ihn nicht mit Rosen kränzen —
 Ich habe keine Rosen mehr.



Ich habe Nichts, um ihn zu füllen —
Aus diesem Sonnenhimmel fällt
Kein Glück mehr nieder, zu verhüllen
Die Leere meiner armen Welt.

Wohl reicht des Wunsches letztes Flammen
Zu seinem luftigen Meer hinauf,
Doch über mir schlägt es zusammen
Und Nacht nimmt den Verstoßenen auf . . .

3.

Ich schmiege mich mit leisem Zittern
An deine dunkle Brust, o Nacht:
Nur Ruhe will noch, wer den bitteren
Kampfpfeil errang in wilder Schlacht.

Die Rosen deiner Sterne streust du
Verschwenderisch nieder auf mein Haar,
Die weißen Rosen . . . Nacht, erfreust du
Ihn, welcher niemals dankbar war?

Ich trinke mit erblaßtem Munde,
Sind es die letzten Züge doch:
Ja, Nacht, du heiltest meine Wunde,
Wenn — ich an Heilung glaubte noch!

Um Mitternacht.

Jetzt, in dieser Mitternacht,
Wo des Tages Stimmen schweigen,
Kommst noch einmal, Freude, du,
Mir dein schönes Haupt zu zeigen.

Weist mit reizender Gebärde
Auf ein wundervolles Licht:
,Dir gehört die schöne Erde
Und du, Tor, genießt sie nicht ...

Lerne, lerne zu genießen,
Jede Freude lerne du,
Denn des Lebens Tage fließen
Ruhlos deinem Tode zu! — —

Jetzt, in dieser Mitternacht,
Mit den trügerischen Zügen
Kommst noch einmal, Freude, du,
Mich wie immer zu belügen!

Jugend-Wanderung.

Ich ging bis dorthin, wo das Tal sich schloß.
Wo wild ein Waldbach von der Höhe schoß,
Deß Rauschen von den Felsen wieder
Wie Echo klang, dort, wo die laute Welt
In einen bodenlosen Abgrund fällt,
Sank müde ich und mutlos nieder.

Ich wanderte zehn Jahre bis hierher.
Ich habe keinen Mut zum Wandern mehr.
Hier will ich rasten, ruhen, träumen, schlafen!
Was mit mir werden will, ich weiß es nicht.
Die Nacht mag kommen, kommen mag das Licht,
Mich stört es nicht. Ich bin im Hafen.

Denn während meiner Jugend-Wanderung
Verlor die Kraft mein Fuß, mein Geist den Schwung,
Mein Herz ist kühl und starr geworden.
Das Glück der Menschheit — o du Stern, der fiel,
Wie lange lockst du uns als höchstes Ziel,
Um unserer Augen Licht zu morden?!

Nicht ruhen wollte ich, bis es erreicht.
Darüber ging die Jugend. Und es schleicht
Durch mein zerstörtes Hirn ein Grauen.

Ich bin gewandert: wie der Hirsch, gehetzt
Von willenloser Angst, zweifelzerfetzt —
Nein, Nichts begehrt ich mehr zu schauen!

Nur ruhen will ich, nur so lange ruhn,
Bis ich vergaß mein töricht-kindisches Tun,
Bis Alles mir vorüberzog, vorüber . . .
Und so der Riesenwelt von Eis und Stein
— Der Größe selbst, nicht nur der Größe Schein —
Steh wortlos ich und furchtlos gegenüber . . .

Ob Jahre oder Tage schweigend gehn,
Ich fühl es nicht. Den Zeiger nicht zu sehn
Der Zeit begehrt ich — mag sie schwinden!
Wenn sich nach allzu wilder Tage Hast
Goß in mein Herz des Friedens süße Rast,
Wohl! — mag mein Auge, mag mein Geist
erblinden!

Letzte Flucht.

Nun nimmt mein Geist die alten Flüge . . .
Der Frieden kam mir mit der Nacht.
Noch ist mit seiner alten Lüge
Der neue Tag mir nicht erwacht.

Du schläfst. Es klirrt nicht mehr die Kette,
Die dich und mich zusammenzwingt.
Ich stahl mich fort von deinem Bette,
Wo mich dein weicher Arm umschlingt,

Wo mich der Atem deiner Treue
Mit sprachlos-süßem Hauch betört,
Daß es mein müder Geist aufs Neue
Vergißt, wie er sich selbst gehört,

Und Morgen mit dir weiter gaukelt
Bis dorthin, wo in stiller Bucht
Der lecke Kahn des Charon schaukelt,
Bereit für uns zur letzten Flucht.

Wechsel.

Ich seh den Morgen steigen aus der Gruft
Der Nacht, und seh die Nächte niederfallen —
Ein Sonnenkind, das lebenheischend ruft
Die Eltern, welche alternd weiterwallen.

Ich seh dies ewige Finden, ewige Fliehn
Nicht mehr mit den erstaunten, blinden Blicken
Des Kindes jetzt: was unbesiegbar schien,
Sah ich erliegen feindlichen Geschicken.

Es stürzt die Eiche in der Nacht der Sturm.
Sie wuchs empor im Ebenmaaß der Stunden,
Und doch: sie unterliegt dem Mörder Wurm,
Erst wenn Jahrhunderte sie überwunden.

Ich sah, was dalag in erstarrtem Tod,
Aufstehn zu neuem, ungeahntem Leben.
Aus Fäulniß und Verwesung, Angst und Not
Mit letzter Kraft gebrochene Kraft sich heben.

Der Funke, welcher schon verloschen war,
Glimmt weiter gleich unsterblichen Gedanken.
Der Letzte in der kampfgeweihten Schaar
Wird Erster, wenn die Andern sterbend sanken.

Es lebt der Eine; und der Andere stirbt.
Mein Glück dein Unglück; Fluch für mich dein
Segen.

Ich schweige. Doch mein bleicher Mund umwirbt
Das Glück mit dieses Herzens hastigen Schlägen.

Wiederkehr.

— Und lange hab ich dort gestanden.
 Und ich vernahm des Windes Branden
 Wie Flügelschlag am Fensterholz.
 Es lag die Stadt in Wetterwogen.
 Um Dach und Wände, Tür und Bogen
 Glomm Dämmerchein seit langen Stunden.
 Und wieder klafften alte Wunden,
 Und mit der Zukunft rang mein Stolz.

„Wie sie aus jedem Winkel tauchen,
 Wie jedes Wort des Fluchs sie hauchen
 In das vom Schlaf gelockte Ohr!
 Kommt denn noch immer nicht der Morgen,
 Um mir das alte Glück zu borgen,
 Das ich — in windstill-frohen Jahren
 Genossen in der Frohen Schaaren —
 Zum andern Male jetzt verlor?!“

Nichts als des Windes heulend Hallen!
 Ums Fensterkreuz den Vorhang wallen
 Fühlt ich in zitternd-bangem Spiel.
 Beiseite! — Ich will sehen! — sehen!!
 Will in die dunkle Tiefe spähen,
 Und in der aufgeregten Ferne,
 Beim Licht der atemlosen Sterne,
 Den Dämon schauen, der dort — fiel? —

Und in das Meer des Dunkels starrend,
Und schauernd, furchtgefesselt, harrend,
 Ich Stunde dort auf Stunde stand.
Längst war der Sturmgesang verklungen,
Längst hatte Nacht das Licht verschlungen,
 Längst meiner Blicke trüben Schimmer,
Längst — und ich stand, und stand noch immer
 An des vermorschten Fensters Rand.

Nun wieder Nacht! — und eben glaubte
Ich noch durch Trübniß, durch bestaubte,
 Durch immer gleicher Tage Schlag,
Durch allen Wust des Angelernten,
Durch Erdenräume, die entfernten,
 Die eine Stimme zu vernehmen,
Die Wahrheit spricht — und da — beschämen
 Will wieder mich der freche Tag.

Doch hab ich lange dort gestanden.
Noch als verhallt der Seele Branden
 Stand dort ich — gram- und scheudurchbebt.
So war sie wieder nun gegangen,
Die Nacht, die ich ersehnt — mit Bangen
 Fühl ich, wie nach zwecklosem Wandern
Sich ein Gedanke nach dem andern
 Wieder in meine Stirne gräbt! . . .

Epilog.

— ‚Freudig kämpfend bis zum Ziele!‘
Freund, das sind ja Worte nur.
Nicht mit leeren Tönen spiele,
Willst du folgen klarer Spur.

Wann hat je ein Ziel ein Streben,
Wenn es schrankenlos die Welt
Seinem eigenen, kurzen Leben
Kühn und kräftig unterstellt?

Und wozu ein Kampf auf Erden,
Wenn er nicht ein Ziel gewinnt:
Daß wir Alle froher werden,
Als wir waren, als wir sind?!

‚Freudig‘ — kämpft der Wahnbetörte
Und der Knecht auf blinder Spur.
Wer des Mitleids Stimmen hörte,
Kämpft in herben Schmerzen nur.

Über Sterbende und Leichen
Wird vielleicht sein Wünschen gehn,
Und sein Ziel — er wird es weichen
Weit und immer weiter sehn

Erschütterung.

Es lauschte heut mein Ohr nach innen
Und bebte plötzlich —: es vernahm
Die Quelle nicht mehr hörbar rinnen,
Aus der bisher die Kraft mir kam.

Und kalte Angst durchrann die Glieder! ...
Jäh stockte meines Herzens Schlag —
Was schweigst du, ewiger Born der Lieder?
Wo bleibst du, Kraft, die nie gebrach? —

Ich lauschte, aber Nichts vernahm ich,
Nichts, als des Windes lahmen Flug ...
Angst packte mich, und Gram und Scham mich,
Und Zweifel, den ich nicht ertrug.

Vergebens suchte ich nach Worten
Für den Gedanken, der mir schwand
Und sich nach unsichtbaren Orten
Verlierend meinem Hirn entwand.

Bin ich zum Greis, zum Kind geworden?
Herr nicht mehr über meine Kraft?
Steh fremd ich an der Heimat Borden?
Ist selbst mein Wille denn erschlaft?

Kann ich nicht mehr? — Ich konnte Alles,
Was ich gewollt, warum nicht jetzt?!
Ist von der Wucht des letzten Falles
Die Sehne unheilbar verletzt? . . .

Brodelnd begann mein Hirn zu kochen,
Die Angst schürte den Feuerbrand,
Indeß in körperlichen Jochen
Mein Geist sich wie ein Riese wand . . .

Und langsam — wie aus langem Schlummer
Erhob er sich — und regte leis
Die starren Flügel, wie ein Kummer,
Der sich nicht recht zu freuen weiß.

Doch dann: — in großen Zügen wieder
Durchflog er den gewohnten Raum!
Lied fiel auf Lied perlend hernieder.
Jedoch ich achtete es kaum.

Sommerlüge.

Letzte dieser Sommernächte,
In dein müdes Sterben flechte
 Ich ein letztes, müdes Lied,
Das — wie Ruf auf öden Wassern —
Uns aus Liebenden zu Hassern
 Macht, und dann von dannen zieht.

Ein Stein, der aus hohen Hallen,
Lange schwankend, nun gefallen,
 Und — was noch er hielt, es stürzt . . .
Und ein Tropfen, welcher leise
In des Trankes schaale Kreise
 Gleitend sie vergiftend würtzt . . .

Sommerlüge! Gestern Falter,
Heute mühsam-müdes Alter,
 Dem du feig und stumm dich fügst!
Mit verzehrender Lippe küßten wir
Deine Lippe, gleich als wüßten wir
 Nicht, wie frech du uns belügst . . .

Ewige Kinder, irr- und schutzlos,
Und vertrauend — bah, wie nutzlos
 Dieses Selbstbelügens Spiel!

Und wie freudlos! — Immer wieder
Horchten wir auf Sommerlieder,
Während Schlummer uns befiel.

Mit der letzten deiner Nächte,
Dieser, mutlos nun ich rechte,
Denn Empörung packte mich:
Einen Kranz schon welker Rosen,
Weil die hauchberaubten, losen
Mich nicht freun, zerzerre ich! . . .

Tausend Tage gehen . . .

Tausend Tage gehen, schweigend, unbeachtet:
wie die Andern leben, wir uns leben sehn . . .
Dann kommt einer, der uns stillen Blicks betrachtet:
und wir schauern auf, und sehen, wo wir stehn . . .

Tausend Tage gehen: das sind viele Stunden,
wie zahllose Worte spricht ein Kindermund . . .
Fröhlich wähten wir uns ihnen fest verbunden;
plötzlich sehn wir: zwischen uns klafft Tiefe ohne
Grund!

Tausend Tage gehen, wie im Herbst die Blätter
fallen vom spätwind-umwehten, kahlen Baum . . .
Jählings greift ein wütend-wildes Winterwetter
in die Krone unseres Lebens — fort der Traum!

Tausend Tage gehen, tausend kommen: einer
kommt zuweilen dir und mir und weckt uns auf.
Aber wieviel Anderen kommt in Tausenden keiner
mutig unterbrechend ihres Lebens Lauf? —

Tausend Tage gehen . . . Oft wenn in den Nächten
ich, der Längsterwachte, weiter stumm gewacht,
Dachte ich, wann kommt — fest Alle zu um-
flechten —
sie, die eine, große Stunde bei der Nacht?

Antwort.

„Was sprichst du nicht? Es stehen Viele,
 Die wollen zum ersehnten Ziele
 Von dir allein geleitet sein.
 Du schweigst? — Du bist uns Antwort schuldig.
 Gieb sie uns! — Wir sind ungeduldig.
 Bist du nicht unser, wie wir dein? —“

So lärmten sie an deinen Türen.
 Dich wird nicht Lärm, nicht Vorwurf rühren,
 Du gönnst dir eine kurze Frist.
 Du willst dein eigenes Leben leben,
 Und was du gibst, du wirst es geben,
 Wenn deine Zeit gekommen ist.

Ein Riese, nicht nur unter Zwergen,
 Kannst selten du die Fülle bergen,
 Stets strömt sie ungehemmt dahin.
 Du aber dämmst sie, lenkst sie leise,
 Zeigst ihrer Kraft die rechten Gleise,
 Bestimmst ihr Ziel, und gibst ihr Sinn.

Denn du hast Zeit. Gelernt zu warten
 Weißt du, daß nur der strengen, harten
 Arbeit das Höchste sich erschließt;
 Und du erkennst als deine Sendung,
 Daß in die Form nur der Vollendung
 Ihr Reichtum langsam sich ergießt . . .

Komm, o mein Glück, das nie ich recht verstand,
Vor dem ich mich in scheuem Werben wand!...
Hoch steht jetzt deine Saat im Sonnenbrand,
Und mühlos mäht die Ähren meine Hand.

Und tollkühn raff ich auf und weiter mich.
Wie oft der Feind schon meinen Kreis umstrich,
Ich war der Sieger, der ihm stets entwich —
Und bis zu — meinem Falle siege ich! ...

See und Gebirge.

Ich hielt. Und meine Träume tranken
 Die Flammen einer fernen Welt —

Die Schatten, welche niedersanken,
 Von Blitzen wurden sie erhellt,
 So daß mein Auge, welches trunken
 Zu den beeisten Firnen flog;
 Nur als das Sprühen irrer Funken
 Das Bild der Zukunft in sich sog.

Und während ich in flüchtigem Leuchten
 Gewonnenes zugleich verlor,
 Stieg vor mir — wie aus eisig-feuchten
 Gewässern — still mein Glück empor:
 Es kann im Wirrsal frecher Tage
 Unsterbliches nicht untergehn,
 Wohl aber kann in Fluch und Klage
 Der Großen Größtes hinverwehn.

Es muß des schärfsten Schwertes Schneide
 Stumpf werden im Gefecht des Tags,
 Du zogst es sausend aus der Scheide —
 Ein Zufall fiel und — er zerbrachs! . . .

Mit den erlahmten Händen steuert
Ein Schwimmer an das ferne Land,
Wenn seiner Jugend Wunsch erneuert
Des Alters müder Unverstand . . .

Doch wer des eigenen Lebens Wage,
Die Leid und Gram und Haß beschwert,
Über dem Grab vereister Tage
Mit letztem Lächeln ausgeleert,
Der sieht, wie seiner Sonne Schimmer
Sich vom Gebirg zurückergießt,
Welches der todgefeite Schwimmer
Als seines Lebens Ziel begrüßt.

Hoffnung und Glaube waren Splitter,
Die ein gestillter Sturm zerbrach,
Und Liebe war — — o fahrender Ritter,
Nur deine Jugend schreit ihr nach! . . .
Glaubt mir: es treibt im Wogenspiele
Der Balken des zerschellten Schiffs
Weit eher zum gewollten Ziele,
Als an den Tod des Felsenriffs!

Wie der vom Pfeil Getroffene hab ich an dieses
 Meer,
 Wo Einsamkeit verbrandet, mich still getragen
 her.
 Stört mich nicht länger! Wollt ihr, die ihr Nichts
 gabt, noch mehr?
 Geht in die Welt hinüber, und lernt: die Welt ist
 leer!

2.

Wer durch die Erde wandert, wer diese nächtige
 Welt
 Mit seines Geistes Fackel — ein Suchender — er-
 hellt,
 Den dürft ihr nicht mehr rufen zum Fest, das euch
 gefällt,
 Der hält mit Eisenhänden, was er erworben hält.
 Tanzt doch in euren Sälen! — Ich fragte nach euch
 nie.
 Tanzt doch! Was wollt ihr denn noch? — Was
 wollt ihr? Poesie?
 Ich lache! Wem die niemals aus tiefstem Schmerz
 gedieh,
 Der wünscht vergebens, daß ihm ein Anderer sie
 lieb.

Ihr habt sie weggestoßen. Und sie ging schweigend
fort —
Jetzt ruft ihr die Verschmähte zu eurem Fest als
Sport?
Sie zürnt euch nicht, den Toren — sie lächelt . . .
Und von Ort
Zu Ort zieht still sie weiter zu ihrer Heimat
Port.

Sie hat noch eine Heimat, die ihr verloren
schon;
Und sie, die Unbelohnte, ist noch sich reichster
Lohn.
Und sie, die Freigewordne, nicht steht sie mehr
im Frohn
Der Herrscher und der Sklaven vor einem goldenen
Thron.

Sie wandert ihre Wege . . . Auch hier, zum stillen
Meer,
Kommt sie zuweilen lächelnd, wie Rosenduft, her . . .
Stört mich nicht länger! — Tragt ihr nach Gold
und Glanz Begehr,
Geht hin in eure Säle! Tanzt doch! Was wollt
ihr mehr?

3.

Der Regen rauscht hernieder. O diese Einsam-
keit!

Ich sehe rings nur Sterben. Kein Leben weit und
breit.

Und Stunde fällt auf Stunde vom bleichen Mund
der Zeit,

Und jede ist ein Lied mir: ein Lied, dem Tod ge-
weiht.

Ein Lied, das nie geschrieben, hinausgeflogen
ist . . .

Ein Lied, das nie die Worte am Laut der Sprache
mißt . . .

Ein Lied, das schönheitstrunken, und schweigsam
wie die List . . .

Ein Lied, von dem ihr Andern — ihr Anderen! —
Nichts wißt! . . .

Sprecht, habt ihr das Geheimniß des Glückes je
gekannt?

Schlang je um eure Stirnen sich der Freude Rosen-
band?

Ihr seid in blindem Taumeln ihm schreiend nach-
gerannt —

Doch fernab euren Wegen fand sichs zu diesem
Strand . . .

Und täglich hebts die Flügel: schwirrt wie ein
Falter her,
Schwebt über diesen Wogen und schläft an diesem
Meer;
Mit Augen wie die Sonne, und Händen gaben-
schwer,
Kam es aus eurer Welt mir: denn eure Welt ist
leer!

Rückzug.

Nacht wird ihre Flügel entfalten,
Wird deine Stirne umwehn,
Was schon zerwirrt und zerspalten,
Noch einmal wird es erstehn.

Es ist dann vielleicht ein Hauch nur,
Eines Strahles verglimmender Schein.
Doch lebe! — und sollte es auch nur
Für wenige Stunden noch sein.

Doch lebe! — dein sei dein Sterben,
Nachdem du dein Leben verlorst,
Und konntest du Nichts sonst erwerben,
Das Höchste du doch dir erkorst.

Nacht wird ihre Flügel entfalten.
Ich werde zur Seite dir stehn,
In meinen Armen dich halten,
Und ruhig ins Auge dir sehn.

Meine Hand — sie soll nicht beben,
Mein Mund — er soll nicht schrein.
Du stirbst — und ich muß leben —
Es soll wohl Anders nicht sein.

Und ihnen wirst, die dich schalten,
Für immer du bald nun entfliehn.
Nacht wird ihre Flügel entfalten,
Und in Frieden wirst du ziehn . . .

Einsame Gedanken.

— Einsame Gedanken, sie tauchen zuweilen
Urplötzlich aus ihren Verstecken und eilen
Auf luftigen Flügeln davon; indessen
Hast du die flüchtigen wieder vergessen,
Und legst wieder täglich im alten Gleise
Ein Stück zurück deiner Lebensreise.
Und dann urplötzlich nach Jahren — da schwanken
Vor dir die einsamen, stummen Gedanken.
Du weißt, schon einmal in früheren Tagen
Hast du dich mit ihnen herumgeschlagen.
Und seltsam beengend wird dir zu Sinnen:
Du möchtest von Neuem wieder beginnen,
Um auf ganz anderen, fremden Wegen
Dein Leben zurück noch einmal zu legen.
Es ist dir versagt. Da packt dich ein Bangen.
Du weißt mit dir selbst Nichts anzufangen,
Und währenddessen fühlst du die Gedanken
Sich fester um deine Seele ranken.

Und erst nach Tagen, die langsam gehen,
Siehst du sie weichen, und spurlos zerwehen . . .

Am Vorabend.

Wenn der Morgen erwacht ist, dann sollen wir
 wieder,
 Nach den Jahren der Trennung! — uns wieder-
 sehn?
 Ist wirklich das Wahrheit? — Ich beuge darnieder
 Die Stirn. Und lasse es ruhig geschehn.

Und während dein Herz in höheren Schlägen
 Vielleicht schon dem Tage entgegenbebt,
 Durchkreise ich rastlos auf mühsamen Wegen
 Die Zeit, die — getrennt — wir zusammen
 durchlebt.

Und ich sehe zuerst uns, wie wir vor Jahren
 Gewesen: das Kind, den Knaben, den Mann . . .
 Und was wir seitdem erlebt und erfahren
 In dunkleren Schleiern erschauere ich dann . . .

Wir trennten uns. Und die Jahre, vorüber
 Sind sie uns geflogen: ich hier und du dort.
 Sie leuchteten uns: dir heller, mir trüber.
 Dann dort Schatten, hier Licht. Und so fort.
 Und so fort . . .

Denn so ist das Leben: der kraftvoll Strebende
 Erlahmt, verzweifelt, verflucht und entsagt,
 Und glücklich allein ist der ruhig Lebende:
 Er denkt nicht, er fragt nicht — er jubelt und
 klagt!

Es scheint mir, daß unsere Zeit die Worte
 Der Sprache verwischt hat; daß Keiner mehr
 Durch die tausendfältig geöffnete Pforte
 In das Innere gelangen kann — Alles ist leer!

Die Hallen der Freude, sie sind nicht verschlossen,
 Nein, sie sind geöffnet, doch Keiner tritt ein.
 Wer der Jugend Kräfte in Sehnsucht vergossen,
 Für ihn ist die Freude kaum mehr als ein
 Schein . . .

Daß das Wort doch niemals zum Worte sich
 finden,
 Das Herz zum Herzen nie finden sich kann!
 Wir sind Alle geteilt — nur die Ewig-Blinden,
 Sie finden sich stets in dem gleichen Bann!

Wie Sand, den die Woge am sonnigen Strande
 Liebkosend verzehrt, so nahm dich die Zeit.
 Mir war sie wie Glut, die mit loderndem Brande
 Ein Leben verschlingt, das der Zukunft ge-
 weiht. —

Wie die Zeiten doch fliehen, die Menschen doch
schreiten!

Sie rissen uns fort, so dich, und so mich —
Verändern die Menschen sich mit den Zeiten?
Verwandelt die Zeit mit den Menschen sich?

Ich kann es nicht sagen! — Es treten Gedanken
Hervor aus ihrem verborgenen Versteck:
Sie locken, sie zwingen, sie zeigen, sie schwanken,
Und schwinden — sie suchen heißt Lebenszweck.

Doch wir finden sie nie: wir kehren nur immer
Zurück in unsere verödete Brust,
Dort wühlen wir schreiend nach einem Schimmer
Von Hoffnung, nach einem Schimmer von Lust! —

Was wissen wir Beide noch voneinander?
Nichts, als was der Bote uns eilend gebracht:
Daß der Eine ‚daheim‘ ist, der Andre ein Wanderer.
Was heißt das? Daß Keiner zum Ziel es gebracht!

Zum Ziele, von welchem in Jugendtagen
So oft wir gesprochen, dem herrlichen Ziel —
Du, der es vergaß, du siehst es noch ragen,
Mir, der es erreichte, in Staub es zerfiel.

Ich kenne das Spiel! — Denn ich lernte es kennen
In den Jahren des Grams. Von Sehnsucht erfüllt
Am Abend des Morgens, welcher uns trennen
Und binden soll, bin ich von Zweifeln umhüllt.

Ich weiß nicht, was soll ich dir Morgen sagen —
Das Erlebte ist Tat, doch das Wort ist ein Spiel.
Ich weiß nicht, was soll ich dich morgen fragen —
Es ist zu Wenig, es ist zu Viel!

Wir werden uns unsere Masken zeigen,
Dann sprechen wir, endlich werden wir warm,
Und wenn wir beginnen wollen, dann schweigen —
O entsetzliches Leben, wie bist du so arm!

Wenn der Morgen erwacht ist, dann sollen wir
wieder,
— Nach solchen Jahren! — wir wieder uns sehn?!
Ich bange, ich zweifle. Doch beuge ich nieder
Den Wunsch, und — lasse es ruhig geschehn . . .

Undankbarkeit.

Ahnst du nicht, daß diese Tage,
Wärmend wie der Sommerwind,
Nur mit leisem Flügelschlage
Auch zu mir gekommen sind?

Daß erst nach durchdarbten Nächten,
Die mir Herz und Mut gebleicht,
Dieses Glück — mit dem zu rechten
Sich nicht lohnt — auch mich erreicht?

Dies Bezahlen alter Schulden
— Ungern nur erfüllte Pflicht —,
Sühnt das bittere Gedulden
Allzulanger Jahre nicht!

Die Flamme.

Schon so Vieles ist gekommen
 Über mich, seitdem genommen du mir bist!
 Und noch immer kann ich lachen ...
 Wie das seltsam ist!

Stunden, Tage, Wochen, Jahre —
 Wiege, Hoffnung, Zweifel, Bahre — immer gleich!
 Was dazwischen liegt? — Ein Entfachen
 Der Gewalt im Reich.

In dem Reiche meiner Kräfte.
 An den morschen Stamm festhefte ich mein Tuch.
 Es ist rot — von meinem Blute ...
 Weht es euch als Fluch?

Kann ich denn noch immer lachen? —
 Nein, ich muß! — Denn nicht mehr fachen läßt sie
 sich,

Jene Flamme, die zum Mute
 Fachte dich und — mich!

Vor der Entscheidung.

Bald schlägt mein Geist seine letzten Schlachten.
Wenn ich in ihnen nicht Sieger bin,
Wird Finsterniß mich ewig umnachten. —
Nur zögernd trete ich diesmal hin.

Es muß mein Herz seine Leidenschaften,
Seinen ganzen Scharfsinn muß mein Verstand,
Mein Arm seine Muskeln, die nicht erschlaften,
Zum Kampfe stellen im Widerstand.

Dann werde ich siegen, wie immer ich siegte!
Dann ziehe ich stolz in die Hallen ein,
In welchen die Hoffnung in Träumen sich wiegte. . .
Dann werden der Wünsche Erfüllungen mein!

Dann wird mich die Menge jauchzend umschaaren:
Ich halte ein Lächeln für Jeden bereit.
Ich werde als Gott die Weiten befahren,
Die Weiten des Traums meiner Kinderzeit . . .

Man wird meine Straße mit Rosen bestreuen . . .
Die Liebe schmiegt wärmend sich an meine Brust.
Man wird das Verlorene mir doppelt erneuen,
Und alles Erneute ist Glück und ist Lust! —

Ich siege auch diesmal. Ich weiß es. Was zieht sich
Mein Fuß zurück? Was zaudert mein Geist?
Was zittert die lechzende Seele? — Sie sieht sich
Im Raume der Ferne verirrt und verwaist.

Sie sieht sich schweben über den Gründen,
Sich wiegen voll Wollust auf wolkigem Pfühl,
Denn sie hat es verlernt zu den finsternen Schlünden
Der Schwachheit zu tauchen voll Mitgefühl! —

Ich zaudere und reiche dem tiefen Umnachten
Der Wirklichkeit Stunde um Stunde hin . . .
Bald schlägt mein Geist seine letzten Schlachten.
Weh mir, wenn in ihnen ich Sieger bin!

Mein Weg zur Freiheit.

I.

„Ich will in Freiheit leben!“ sprach ich.
Mit einer Kraft, die größer war
Als meine arme Jugend, brach ich
Mir Bahn durch jede Schwätzerschaar.

Die Freunde schwanden wir zur Seite,
Wie Blüten fliehn beim Sturmeswehn . . .
Den Blick gerichtet in die Weite
Sahn sie mich zweifelnd vorwärtsgehn.

Des Willens starke Flügel trugen
Durch Nacht mich hin zum Morgenschein —
Als sie ans Ziel ermattet schlugen
Sah stumm ich auf und stand allein.

2.

Niemals vergesse ich den Morgen,
Der lächelnd meine Stirn umwob,
Nach einem Leben voller Sorgen,
Angst, Zweifeln sich als Ziel erhob!

Kühl war er wie des Stromes Welle,
In die der durstige Mund sich taucht.
Ich stand auf der ersehnten Schwelle,
Vor der das Meer des Blutes raucht,

Und hinter welcher ewiger Friede
Und ewige Freude wohnen soll.
Ich trat nicht ein. Als Glied im Gliede
Bezahlte ich der Klugheit Zoll.

Niemals vergesse ich den Morgen,
Wo ich dahingab, was ich fand,
Da an ein Sein voll Angst und Sorgen
Die Freiheit selbst mich wieder band!

3.

Der Morgen blieb. Ich hatte bebend
Am Freiheitquell getrunken — nie
— In Angst, in Sorgen, Zweifeln lebend —
Vergaß ich sie, die Freiheit sie! . . .

Nur ernster ward mein Blick und trüber.
Wenn ich durch laute Gassen ging
Sah ich zuweilen still hinüber,
Ob nicht ein Blick an meinem hing.

Suchend das Lächeln der Erkenntniß,
 Das wortlos mir zu sagen schien:
 ‚Ich bin bereit . . .‘ Stummes Verständniß
 Band dann an mich ihn, mich an ihn.

Wir gingen weiter, denn wir beten
 Im Knechtschaftstempel noch zum Schein.
 Wenn wir der Freiheit Reich betreten,
 Sind wir mit uns nicht mehr allein!

4.

Mit Blut die Zukunft zu beschwören
 Ist Wahnsinn, den Vernunft verdammt.
 Wie kann der Freiheit angehören,
 Was noch der Knechtschaft Fluch entstammt?!

Tor, der du von dem schwangeren Weibe
 Das Kind gewaltsam eher löst,
 Als es sich selbst vom müden Leibe
 Am rechten Tage willig stößt!

Was hilfts, Versagtes zu begehren?! —
 Glaubst du, mein Herz ist weniger wund,
 Weil in Verfluchen und Beschwören
 Sich nicht ergießt mein bleicher Mund? . . .

5.

Schon stand ich an der Freiheit Toren . .

Wißt: Hätte ich den Schritt getan,
Ihr hättet ewig mich verloren!

Nun engt uns noch dieselbe Bahn,

Die euch mit mir zum Ziele führen,
Die mich mit euch befreien soll —
Jetzt gilt es Steine nicht zu rühren,
Nein, zu bezahlen seinen Zoll

Der Macht, auf daß am späteren Tage
Die Größeren wir und Stärkeren sind,
Dem Tag, an dem mit einem Schlage
Zum Mann entmündet sich das Kind!

6.

Niemals vergesse ich den Morgen!

Sein Licht als Flamme in mir brennt:
Ich war schon frei! — von allen Sorgen,
Von allem Zweifel schon getrennt!

„O wäre ich doch eingetreten!“ —

— Jedoch den Wunsch erstickt mein Mund —
Ich brauchte nun nicht mehr zu beten,
Ich wäre frei von euch auch! — und

Ihr hättet ewig mich verloren,
 Um den ihr nun euch hoffend drängt,
 Den ihr als Retter euch erkoren,
 Daß er für euch die Tore sprengt . . .

7.

Ich bin kein Retter — in die Mitte
 Der Horchenden zurückgescheucht,
 Vernehmt des Freien letzte Bitte,
 Die Hohn vielleicht und Spott euch deucht:

„Sei frei! — du bist es stets gewesen,
 Jedoch du wolltest es nicht sein!
 Sklave warst du, weil du erlesen
 Nur Andere stets, dich zu befrein!

Torheit, den Toren noch zu sagen:
 ‚Auf, werdet frei!‘ — Ich sage dir
 (Nicht euch, nein dir!) —: ‚Wozu die Klagen —
 Folge dir selbst, nicht folge mir!‘

Wenn Jeder zu dem gleichen Ziele
 Der Freiheit seine Flügel spannt,
 Wie ich, erreichen wir als Viele
 Einzeln der Zukunft Heimatland.“

8.

Nicht wahr, ich habe nicht gelogen?
 Ich habe keinen Weg gezeigt?
 Ich habe mich nicht selbst betrogen,
 Indem ich mich euch zugeneigt?

Schon stand ich an der Freiheit Schwelle
 Und bin bewußt zurückgekehrt.
 Noch war es Zeit nicht. — Ach, die Helle
 Der Hoffnung hat uns aufgezehrt! . . .

Wartet noch eine kleine Weile!
 Wir brauchen ja nicht Alle — nur
 Den Teil, der flugbereit in Eile
 Schon sucht und bald erspät die Spur . . .

Es kann so lange nicht mehr dauern,
 Bis sie zu sich gekommen sind . . .
 Schon stürzen hin die Felsenmauern
 Des Wahns, der eine Welt umspinnt.

Bald weigern wir uns zu gebieten
 Und zu gehorchen — und es fällt
 Nach tausend hoffnungslosen Niete
 Der Preis uns zu der freien Welt!

Dann ist gesprengt die Bank der Staaten
 Von unserer schwächern Übermacht!
 Wir spielen nicht mehr. Unsere Saaten
 Einernten wir nach langer Nacht.

Die große Nacht.

1.

In dieser großen Nacht, da Alles sich befließ,
 Mich niederwärts zu stürzen, hob ich mich hoch
 und riß

Vom Haupt des Ruhms herab den Silberschleier! —
 In dieser großen Nacht, einsam auf mich gestellt,
 Entrollte sich vor mir das kühne Bild der Welt —
 Allein beging ich meines Sieges Feier . . .

2.

Kein Becherwink der Freude . . . Kein Zuruf, froh
 und laut . . .

Kein Tücherwehn . . . Kein Lorbeer . . . Kein
 Jubel, hochgestaut —

Kein Stern! — und keine Hoffnung! — Nichts als
 die eigene Engniß! . . .

In dieser großen Nacht hob ich mich selbst empor,
 Bevor sich rettungslos mein Geist an euch verlor —
 Geführt von keiner Hand verließ ich mein Ge-
 fängniß.

Die Ketten fielen klirrend. Barsch schloß das Tor
sich zu.

Ich bin befreit. Es läßt mein Bett mich ein zur Ruh.
Es schlafe, wer da will. Ich bin seit heut ein
Freier!

Und bis der Morgen graut, soll sich in meine Brust
Ergießen unerschöpflich ein Strom von Lebenslust,
Denn jetzt beginnt mein Geist die Siegesfeier!

3.

Nicht mehr von euch verurteilt, von euch nicht
mehr entsandt,

Entwandelt mein Gedanke ins grenzenlose Land . . .

Nirgends ein Pfahl, der sagt: ‚Hier steh!‘ —
‚Hier ende!‘ —

Das Leben ist besiegt. Was heißt das: schlecht und
gut?

Was: groß und klein? — Was Ebbe des Leids, was
Glückesflut?

Alles ist eins: ein Spiel der Kinderhände.

Wir haben Alle nur die Wand des Seins berührt:
Der Eine ward geleitet, der Andere hat geführt —

Wer stirbt, so sagen sie, allein sei Sieger.

Ich glaube ihnen nicht. Es prahlt der stumme Tod
Das letzte Wort nicht aus, dem alles Sein entloht —

Wenn ich nicht bin, so bin ich auch kein Krieger!

Ich glaube ihnen nicht. Nichts glaub ich ihnen
mehr:

Einst war die Welt mir reich, nun ist die Welt mir leer.

Einst war ich arm — nun bin ich reich geworden!

Evoo, große Nacht! — Die Sterne leuchten hell . . .

Mein Herz klopft freudestürmisch — — Stille . . .

Hundegebell . . .

Und fern — dort rauscht mein Meer in ewigen

Akkorden. . . .

Evoo, große Nacht! — Den Becher her mit Wein!

Dir trinke ich ihn leer — uns, dir und mir allein!

Hin, Waffe du und Schild! Ich bin nicht mehr

ein Fechter!

Ein Träumer will ich sein; ein Kind, das dann und

wann

Die Augen staunend aufschlägt — ich, dieser selige

Mann!

Ja, fordere nur, Welt, und höre mein Gelächter:

Der Eine hochgeflogen, er hält sich Jahrelang,

Der Andere, halbzerschmettert, sinkt hin — wer

weiß ihm Dank? —

Kein Retter, weder Mensch, noch Gott, hält mir

die Waage!

In dieser großen Nacht — allein, allein, allein! —

O ich bin übergücklich: es spricht der Morgenschein

Von einem Tag mir, einem — langen Tage!

4.

Es neigt die große Nacht sich ihrem Ende zu.
Mein aufgebahrtes Bett lädt mich zu kurzer Ruh.
Mit weißem Finger an klopft schon der Morgen.
Entschlummere! — Wache auf! — Und bist du
wirklich groß,
Zieht morgen deine Hand eisern das große Loos:
Das Loos der Freude aus dem Kelch der Sorgen.

Die Oase.

Sonne, o leuchtende Sonne, wann senkst du dich
wieder! . . .

Wie ein Verdurstender beug ich zur rieselnden
Quelle mich nieder,

Trinke, trinke die Flut, welche Vergessenheit
heißt . . .

Und durch die dorrende Wüste des Lebens schreite
ich, schreite,

Bis ich ihr Ende erreicht . . . Palmen und Dunkel.
Bereite

Hier dir dein Lager, denn hier ruhen die Wanderer
zumeist.

Schattenkühle und Quellengemurmel. Hoch mir
zu Häupten

Glänzt schon ein tröstender Stern. Von meinen
wunden, bestäubten

Füßen fällt die Sandale, von meinen Schultern
die Last.

Das ist die Wanderung des Lebens: tagsüber durch
Wüste zu gehen,

Um in verschwiegener Nacht die Sterne des Friedens
zu sehen,

Dazu sind wir verdammt! Wie spät oft, ach,
kommt uns die Rast!

Jählings werf ich mich nieder. Nun, da mein
Hunger gestillt,
Bin der verachteten Last ich zu verzeihen ge-
willt —

Gleich dem erschlagenen Feind sank sie zu Boden
und schied.

Ich bin Sieger! — Und jetzt, ehe die östliche
Nacht

Hinter die Ferne gesunken — dem Panther gleich,
welcher sich sacht

Von seiner Beute geschlichen — jetzt, Wanderer,
singe dein Lied!

Welche berauschte Nacht! — Ich stütze mein
Haupt in die Hände.

Mühlos durchfließt mein Gedanke Jahrhunderte —
Anfang, kein Ende —

Wiege des Menschengeschlechts, der Nichts mehr
entsprießt!

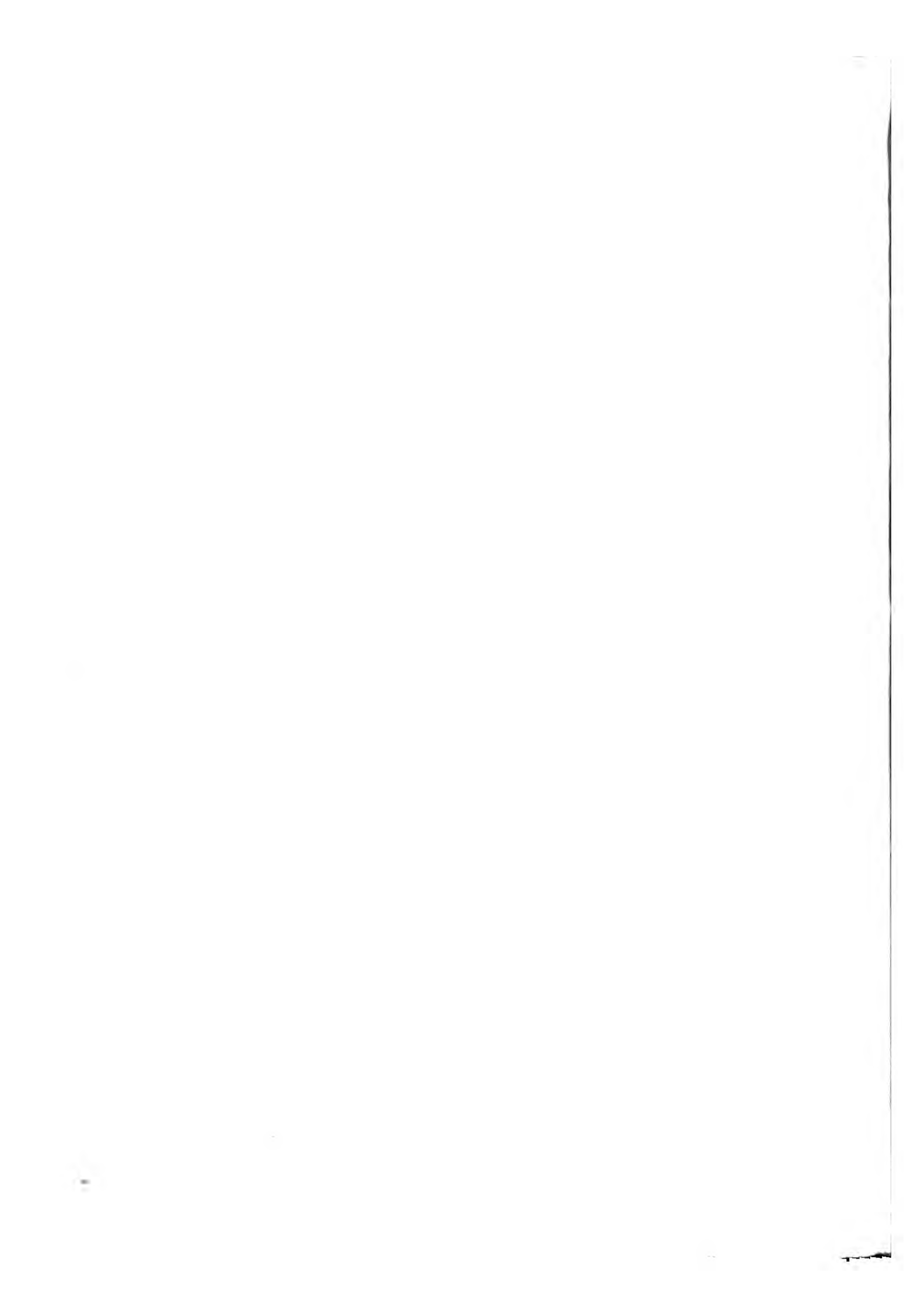
Und ich singe den Sternen, dem flüsternden Quell
und der Wüste singe ich...

Lautlos horchen die Wipfel der Palmen ... Un-
zählige Laute verschlinge
ich,

Bis der entschlummernde Mund nur noch murmelt,
bis er sich schließt ...

Alles ein Traum und ein Schein, des Gehirnes
flüchtige Geburten!
Nirgends sind Palmen und Quellen, Oasenkühle und
Furten,
Doch auch im Abendland hier umstarrt sie, die
Wüste, uns rings.
Hier auch sengt uns die Sonne der Mühsal mit töd-
lichen Strahlen,
Hier auch erreichst die Oase der Ruhe du nur unter
Qualen,
Hier auch narrt uns das ewige Rätsel des Lebens
als schweigende Sphinx.

Sonne, o leuchtende Sonne, du rufst mich aufs Neue!
Gleich den Sorgen, dem Kummer, dem Wahn, so
hältst du mir Treue —
Nur noch dies Wort — jetzt bin ich bereit, um
weiter zu gehen . . .
Denn meine Worte sind Tropfen, sie fallen von
meinem Gefieder,
Welches dem Bad des Lebens entstieg — o ihr,
meine Lieder,
Nur ein erhabenes Herz kann eure Sprache ver-
stehn!



ERDE UND WELT



Schranken.

Hinauf! Die Welt hat keine Schranken
Für deinen Geist. Du willst, und wanken
Fühlst du das Erdreich unter dir.
Du schaust hinauf. Was dir unendlich
Erschien, wird plötzlich dir verständlich —
Du kennst ein ‚Dort‘ nur, nicht ein ‚Hier‘.

Schon fühlst in grenzenlosen Weiten
Du deinen Geist mit Mächten streiten,
Die deinen Flug zu hemmen drohn.
Jedoch du willst! — Und Welten schwinden
Vor deinem Blick. Das Licht erblinden
Fühlst du, verstummen jeden Ton.

Du siehst die Welten-Wasser schäumen . . .
Da plötzlich stürzst aus Ätherräumen
Auf deine Erde du hinab!
Hinunter! Denn die Welt hat Schranken,
Und deines Hochmuts Wahngedanken
Versinken in der Erde Grab . . .

Die Heimkehr der Seele.

Aufschreiend entwand sich dem wärmenden Pfühl
Die sehrende Seele — nach Tagen
Der finsternen Schwermut in lautes Gewühl
Ihren Reichtum zu tragen.

Der lärmenden Menge entbot sie das Gold,
Enthoben der Fülle des Innern.
Sie verlangte Gehör, nicht begehrte sie Sold
Für ihr Hoffen, ihr Erinnern.

Doch Keiner sah sie. — Was wollte sie hier?! —
Ihr Antlitz ward trüber und trüber.
Es wogte die taumelnde Masse an ihr
Vorüber, immer vorüber . . .

Mit blutenden Füßen, doch unversehrt,
Nur gefoltert von heimlicher Reue,
Ist das weinende Kind nun heimgekehrt
In die Arme der Treue . . .

Erlösung.

Preßte der ganzen Menschheit jahrtausendlanger
Schmerz
In einen Schrei sich zusammen und stiege er
himmelwärts,
Es würde den Weltraum durchfliegen sein erschütternder Klang,
Erbeben würde das Weltall, versinken der Stern,
zu dem er drang.

Erlöschen würde des Lichtes hehre, leuchtende
Pracht,
Und über das All sich breiten die eine, ewige Nacht,
Versinken würde im Abgrund des Nichts der
strahlende Mond,
Zerbersten die Erde, vernichtend alles Leben, das
auf ihr atmend wohnt.

So mächtig wäre der sehnenen Menschheit Verzweiflungsschrei:
Mit seinem Ausbruch wäre das Elend auf ewig
vorbei.
Aber leise verhallend tönt hier und da nur ein Ton
Einer geängsteten Seele — lautlos trägt ihn der Wind
davon . . .

Der Scheintote.

I.

Bist du gekommen, Mutter Nacht, du große?
 Wie war es doch? — Ein Fittich sank hernieder,
 Ein schwarzer Fittich . . . Dann: im Mutterschooße
 Barg ich die schweißbeperte Stirne wieder . . .
 War das der Tod? — Ist es so leicht, zu sterben?
 Auf hob er seine Hand — sie fiel — zu Scherben
 Zerschlug er mich . . .

Nun liege ich so still, daß ich das Rauschen
 Der Todeswellen zu vernehmen wähne.
 Ich höre Alles, ohne doch zu lauschen,
 Das Flirren selbst der müden Nachtphaläne.
 Und unterdrücktes Weinen muß ich hören,
 So leis, als fürchten sie, den noch zu stören,
 Der schon entwich.

Tiefmüde Ruhe hat den Leib umspinnen . . .
 Er folgt nicht mehr des Lebens lautem Klange.
 Wie tief und kühl ist dieser schwarze Bronnen!
 Ich schlummere und — wache doch. Wie lange?
 Ist das die Ewigkeit? Bin ich im Hafen?
 Wenn Tod, wie ich gewöhnt, traumloses Schlafen,
 Was träume ich?!

Feuerbestattung.

Ich fühle: nun erwache ich zum Leben,
 Um abermals zu sterben! — Noch bewegen
 Kann ich kein Glied, nicht kann ich mich erheben—
 Die Angst betäubt mein Hirn mit ihren Schlägen!
 Gleich scharren sie mich ein . . . O wenn sie wüßten,
 Was sie beginnen, während sie sich rüsten
 Zur letzten Pflicht!

Mein Hirn beginnt in letzter Pein zu kochen . . .
 Die starren Finger möchten sich verkrümmen,
 Um krallend an ihr wundes Herz zu pochen . . .
 Umsonst! — Da sind sie! — Näher . . . Ihre Stimmen
 Umtönen mich — sie heben mich — ich sinke —
 Ich schwanke — Ist das Rosenduft? — Ich trinke
 Das letzte Licht . . .

Der Duft von roten, vollerblühten Rosen,
 Der auf mich segnend, segnend niederblutet . . .
 Und nach der Schrecken tödlich-langem Tosen
 Kommt eine Glut, die lodernd mich durchflutet:
 Flammen — und Nichts als Flammen — und ein
 Singen,
 Ein leises, das mit roten Flammenschwingen
 Das Schweigen bricht . . .

Wie der vom Winterfrost scheinbar Erstarre
Auftaue ich — zum Leben? — in den Flammen.
Zum Leben? — ich, der schauernd darauf harrte,
Daß mit dem Tod sie sperren mich zusammen?
Ja, laßt die Flammen höher, höher schlagen!
Sie, die mich jetzt zum seligen Sterben tragen,
O löscht sie nicht! ...

In der Nacht.

I.

Was war das?! — Rief nach mir ein banger Klager?
Ich richte jäh mich auf im weichen Lager.

Wer rief nach mir? — Wer stört mein einsam
Kissen?

Noch einmal rufe mir! Ich will es wissen!

Doch Nichts will Antwort meiner Frage geben — —
O Gott, das war kein Laut aus warmem Leben!!

Das war im Traum das Rufen deiner Stimme —
Die weckte mich in nie versöhntem Grimme!

2.

Das war ein Ton aus einer toten Zeit!
Wie furchtbar! — — Still! — Ich lausche weit
und breit ...

Doch alles schweigt ... Und schweigt ... Und
keiner mehr?

Wie? — Drang nur dieser eine zu mir her?

Und zornig schleudre ich ein Fluchwort hin —
Was störst du wieder meinen müden Sinn?

Ich lausche . . . Stille. — Und nun packt sie mich,
Die kalte, wilde Angst um mich und dich!

3.

Ich will nichts hören! — Langsam legt sich wieder
Erkämpfte Ruhe auf die schlaffen Glieder.

Doch wie ich auch den Schlummer mir erflehe,
Einmal verjagt meidet er meine Nähe.

Ich springe wieder auf, und gehe hastend
Im Zimmer auf und ab, zuweilen rastend,

Und lauschend . . . Doch kein Ton. Er ist zerklungen,
Als hätte ihn die müde Nacht verschlungen.

4.

Die Schritte hallen an der dunklen Wand,
Und nach dem Licht sucht zitternd meine Hand.

Es flammt hell auf. Ich seh mich schauernd um.
Das Knistern nur des Lichts. Sonst Alles stumm.

242

**Und wieder packt mich ein Gedenken an,
Das ich ermorden möchte und nicht kann.**

**Und tief aufatmend stehe ich ... Es rinnt
Die Nacht an mir vorbei, der Tag beginnt.**

Fraß.

Die Nacht flog lautlos durch den Weltenraum.
Da starb auf einem Stern, entfernt den andern,
Auf dem seit ungezählten Jahren sich
Ein freudloses Geschlecht, dem unsern gleich,
Emporgerungen aus der Nacht des Nichts,
Das letzte Licht, und mit ihm starb das letzte
Atmende Leben und der letzte Laut.
Doch rollte er im alten Gleise fort,
Von der Gewohnheit Macht durch Nacht getrieben.

Und der Verwesung Dünste stiegen auf
Und füllten rings betäubend alle Luft.
Die witterte auf einem Nachbarstern
Ein scheußliches Geschlecht von wilden Vögeln.
Da flogen sie in dichtgedrängter Schaar,
Die pestdurchtränkte Luft mit Flügeln peitschend,
Hin zu dem Stern durch dämmerstille Nacht,
Nur angelockt von gierig-eklen Trieben.

Doch als dem toten Stern sie krächzend nahten,
Scheuchte das schweigende Entsetzen sie . . .
Nur einer flog von Gier getrieben weiter
Und senkte sich auf den erloschenen Stern.

Sein hungernd Auge trotzte allem Dunkel.
Da sah er nah sich eine dunkle Masse
Blutlosen Fleisches, und sein Schnabel hackte
Sich lautlos in den Leichnam. Und da zuckte
Ein letzter Funke Lebens durch die Adern:

Und kalte Hände griffen nach dem Untier
Und würgten sich in seine blutigen Federn.
Da flog der Geier kreischend auf, doch hob
Er seine Beute mit sich in die Luft,
Die seinen Hals fühllos umklammert hielt.

Er flog durch Weiten, die er hergekommen,
Und tiefer grub sein Schnabel in das Fleisch.

Da traf das erste Licht den Flug der Beiden,
Und der Gestorbene schlug sein Auge auf
Und schauderte — und stöhnte auf — und starb.
Und seine Finger ließen jäh sich los,
Und senkrecht fiel der seelenlose Körper . . .

Doch riß das Tier mit seinem Schnabel noch
Sich einen Fetzen kalten Fleisches los.
Den würgte es, als krächzend es voll Wut
Durch leere Weiten spurlos weiter flog.

Weltgang der Seele.

Da erhebt sich die Seele aus brütenden Träumen,
Als Erwählte zu wandern die Wege der Welt.
Ihr wurden zum Flug in den ewigen Räumen
Vom Mut die erzitternden Flügel geschwellt.
Und zögernd und leise
Wiegt sie sich im Kreise
Der Erde noch zaudernd,
Und heimlich erschauernd,
Bevor ihr zur Reise,
Zur Reise
Durch Welten die Ferne des Himmels sich hellt.

Die Nacht hat begonnen. Und nach ihren Träumen
Der Erde ein Wünschen die Seele befällt.
Sie irrt zwischen Sternengeflimmer in Räumen,
In denen kein Pfad die Ermattende hält.
,Wann endet die Ferne?
Wo bleichen die Sterne?
Wann führt mich die Gnade
Des Lichtes die Pfade
Zur Erde, der gerne,
Ach gerne
Die Grüße des Himmels die Müde bestellt?‘

Und von Blitzen der Nacht wird die ihren Träumen,
Den Träumen der Erde, Entrissene umschnellt;
Und von Fluten der Nacht wird die in den Räumen,
Den Räumen der Himmel, Verirrte umgellt.
Von Tagen, die schliefen,
Zu Nächten, die riefen,
Kam sie als Erkorene,
Daß nun die Verlorene
An grausigen Tiefen,
An Tiefen
Der Nacht die gebrochenen Flügel zerschellt.

Phantasie.

Nur in Stunden, wo die Andern
Schlummern, fängst du an zu wandern,
Ruhelose Phantasie! . . .
Wirfst des Tages Fessel nieder,
Und erstehst in Schönheit wieder,
Denn dein Strom versandet nie.

Ringsum sprühend grelle Funken
Schweifst du zügellos und trunken
Durch der Erde fernsten Raum.
Weckst Gedanken, welche schliefen,
Schleuderst sie in tiefste Tiefen
Und hinauf zum Himmelssaum.

Wo der Blick sich schauernd wendet,
Wo des Herzens Fühlen endet,
Schreitest du in kühnem Gang.
Du allein eröffnest Bahnen,
Niebetretene, und wir ahnen
Was es war, das einst uns zwang.

Dieser Welt Beginn und Ende
Hellen deine Feuerbrände,
Und die Spanne, die sie trennt.

Und wir sehen Welten-Weiten
An dem Blick vorübergleiten,
 Welche nie ein Mund benennt.

Aber trügerisch ist dein Wissen,
Und die Bande sind zerrissen,
 Wenn des Tages Licht sich hebt.
Wer dir glaubt, der ist verloren,
Denn du bist aus Duft geboren
 Und aus Nebelhauch gewebt.

Wer dich zwingen will, dich hassen
Muß er, und dich doch nicht lassen,
 Wenn dein Glutkuß ihn berührt.
Doch am Tage muß er wandern,
Tief im Staube mit den Andern,
 Nur bei Nacht von dir geführt!

Um an deiner Brust zu liegen,
Muß er täglich dich besiegen,
 Denn bei Nacht bist Siegerin du!
Aber weh dem Tag-Versäumer,
Der dich liebt — du wirfst den Träumer
 Deinem Bruder Wahnsinn zu!

Sturmnacht.

Krachende Wände, ächzende Wipfel, brandende
Wogen:

Sturmnacht, herrlich und groß umrauscht mich
dein Lied.

Diesen Himmel hast du mit Wolken umzogen,
Aber dies Herz der Freiheit Freude durchzieht!

Keine Sterne, kein Mond . . . Doch deine dröhnende
Stimme,

Worte, verstanden im Regengeriesel noch:
Zwiesprach zwischen uns, während vor deinem
Grimme

Feig sich die mutlose Masse der Menschen
verkroch.

Lachend sahn wir sie fliehn. Nun auf dem Bal-
kone

Ringend wir: Liebenden gleich in der Hochzeits-
nacht! . . .

Und du erzählst mir, wie gestern du an dem
Throne

Gottes gerüttelt und jäh ihn zu Falle gebracht.

Und wir lachen. Und tauschen nächtlich die
gräßlichen Witze
Über Leben und Tod in ersticktem Geplauder aus.
Siehe, schon sendet der Tag seine silber-sprühenden
Blitze

In dein schlummertötendes Rasen hinaus . . .

Sturmnacht, Geliebte, wie bist du so schön und
erhaben,

Wenn du die Wogen durchwühlst, die Gebirge
durchschreist,

Und wie barmherzig, wenn du die Seelen, vergraben
Tief im Staube des Lebens, der Ketten befreist!

Noch ein Kuß! Und in letztem, zermalmendem
Ringem

Hebst du und wirfst mich dem lächelnden Tage
hin:

Doch des Besiegten verröchelnder Schrei — er
segnet die Schwingen,

Die ihn erschlugen — Schwingen der Siegerin!

Erscheinung.

Die Nacht begann. Ich war allein, wie oft . . .
Vor meinem Fenster brandete die Flut.
Mein Zimmer hellte nur ein trübes Licht.
Es stand vor mir. Bald flackerte es auf,
Bald sank es nieder. Durch die tiefe Stille
Drang nicht ein Laut noch wachen Lebens zu mir.
Und da geschah Etwas — — Etwas, das nie
Aus meinem dunklen Leben schwinden wird!
Das Licht auf meinem Tische brannte trüber.
Und ich war müde. Eben wollte ich
Die Ruhe suchen — da, wie achtlos, glitt
Mein Blick zur Seite — und da sah ich Etwas,
Was nie bisher ich sah — — — Ich sah dicht vor mir
Ein scheußliches, von Wut verzerrtes Antlitz:
Blutunterlaufene Augen sahn auf mich
Mit stierem, tückischem, erbostem Blick.
Die bleiche Stirn war dicht von Haar umflogen,
Aus dem halboffenen Mund floß gelber Geifer,
Die langen, spitzen Zähne lagen dicht
An den blutlosen Lippen — so stand vor mir
Das Antlitz: — schon lag auf den hohlen Wangen
Die grüne Farbe ekelhafter Fäulniß . . .
Da lachte ich! — ‚Was für ein irrer Traum‘ —

Und sah hinweg. Doch zwingend zog den Blick
Ein Etwas wieder hin — — Das Antlitz stand
Vor mir wie eben . . . Da stieg Zornesglut
Mir in die Stirn — — ich lachte nicht mehr. Doch
Voll Ekel rief ich — „Pfui, wie häßlich!“ — auf.
Da rückte mir das Bild des Schreckens näher —
Und dann — dann fühlte ich, wie kalt und feucht
Die Angst über den warmen Nacken kroch.
Der Atem stockte — und das starre Auge
Hielt ich geheftet auf das Bild des Grauens,
Das näher mir und langsam näher rückte.

Ich wollte schreien, doch kein Laut entfloß mir —
Und näher rückte mir das Bild — das Licht
Ward kleiner . . . immer kleiner . . . größer wurden
Die Schatten an der weißgetünchten Wand
Und wie in Eisenbanden lag mein Körper.
Ich bog den Kopf zurück. Dann aber sah ich
Dicht über mir das wutverzerrte Antlitz,
Und fühlte schon den Hauch der bleichen Lippen,
Und hörte schon das kurze, heisere Röcheln —
Da plötzlich riß die Angst mich jäh empor,
Und hochauf flammte hell das Licht der Kerze,
Und Alles leer um mich — — Ich sah entsetzt
Noch vor mich hin — und nun erlosch das Licht! . .
Ich stand in leerer, stiller, dunkler Nacht —
Ich stand und wagte nicht ein Glied zu rühren —
Ich stand und wagte nicht das Licht zu zünden —

Hoffnung und Zweifel.

Eine Dichtung.

Erster Teil.

I.

Die Nacht fiel nieder. Die Luft ging schwer.

2.

Von den Bergen der Heimat kam langsam sie her.
Sie ging, wie der Morgenwind geht, wenn er still
Zu den Höhen des Mittags gelangen will . . .
Sie ging, wie der Siegende schreitet, der kaum,
Was noch trennt ihn vom Ziele, beachtet: den
Raum . . .

Sie ging, wie das Meer wallt, das niemals ermattet,
Die Ränder der Zeit bemißt und beschattet . . .

Ihr Antlitz war schön wie der Morgentau —
Liegt jeden Morgen er nicht auf der Au?
Ein unwandelbar-ehernes Ebenmaaß,
An welchem die Stunde vergebens noch fraß.
Die Stirn nicht gefurcht. Der Mund nicht gedrückt.
Der Nacken vom Fluch nicht des Alters gebückt.

3.

Von den Tiefen des Lebens klomm er herauf:
 Seinen Fuß hielt der Dorn und das Steingeröll auf.
 Sein Gang war schwer. Seine Stirn lag dunkel,
 Und Bitterniß sprühte des Auges Gefunkel
 Zu den Wänden des Erden-Gebirges empor,
 Das wie Schatten im Schatten sich dämmernd verlor.

Nicht schien er das Ziel seines Weges zu sehen,
 Und ging er, so schien er ermattend zu stehen,
 Und stand er, so schien es, als schreite er schnell
 Der Ferne entgegen, die flimmernd und hell
 Dem Dunkel entstieg in verlockender Pracht:
 Ein halbes Geheimniß.

4.

Tief hing nun die Nacht.

Da stieg sie hernieder in seligem Frieden,
 Als könne die Ferne sie nimmer ermüden.
 Kein Dorn verletzte den rosigen Fuß,
 Und der Stern, der aufleuchtete, war ihr ein Gruß.

Da klomm er, schweißatmend und keuchend —
 Von der eigenen Schwere hernieder — ^{gezogen} im Bogen
 Umkreiste er müde die schwindelnde Höhe,

Und ferner stets schien ihm die nahende Nähe.
Seine Schulter schlug schwerer das schwarze Gewand,
Und fester umspannte den Stab seine Hand.

5.

Jetzt standen sie schweigend und groß sich gegenüber.
Ihr Auge blieb hell; sein Blick wurde trüber.

Sie neigte ihr Haupt und ihr lächelnder Gruß
Schien Halt zu gebieten dem flüchtigen Fuß:

„Schnell gehen die Tage den kreisenden Welten —
O sage, mein Bruder, was kommst du so selten?“

Tief hing seine Stirn, doch fest stand sein Fuß,
Als nun er begann ohne Lächeln und Gruß:

„Weit bin ich gewandert und glaubte
Zuweilen dir zu begegnen.
Ich sah auf Fluren, bestaubte,
Die Wasser der Hilfe regnen.
Ich stand, wo das Elend verschmachtet,
Sah an deinem Strande es landen —
Ich habe es prüfend betrachtet,
Und ließ es unbeachtet,
Denn immer schienen — an deinen Stranden
Auf nachtumwallte, weiteste Weiten
Sich Sonnenstrahlen der Freude zu breiten . . .“

Und achtlos schwieg sie. Unsterblicher Frieden
Schien dieser schmeichelnden Stirne beschieden.

Er aber sprach weiter. Nicht Freude, nicht Hohn
Lag in seiner Stimme gleichmäßigem Ton:

„Ich stand, wo die Lüge sich brüstet,
Und prüfte sie, ohne zu fliehn —
Da hat es mich mächtig gelüstet
Den Schleier herunterzuziehn!“ ...

Nun reichte sie Antwort dem züngelnden Fragen,
Wie Jubel klang es, und doch wie Beklagen:

„Ich — deckte verborgene Tiefen,
Die — ach! — noch keinen beglückt.
Wohl denen, die sie überschließen —
Auch ihre Wände, die schiefen,
Sie werden von mir überbrückt!“

Mit blitzendem Auge sprach sie.
Nun lächelte sie. Und nun brach sie
Vom nächtigen Weg eine Blüte,
Daß sie vor dem Tod sie behüte.

Mit bebender Lippe, mit fliegendem Haar,
Aufschrie er in Wut, doch mächtig und klar:

„O Lügnerin, die du gefundene Pfade
Mit Licht noch beschüttest und noch mit Gnade!“

Und weiter hat er gesprochen:

„Sieh her, ich bin gerächt.
Die Blüte, die du gebrochen,
Sie welkte. Wer gab dir das Recht,
Die ohne zu schaden, zu nützen,
Die lebte, sie zu beschützen? —“

Und sie mit den lächelnden Zügen
(War es Wahrheit, war es Belügen?) —:

„Ich habe sie gebrochen,
Sie hat mich nicht gestochen.
O Bruder Zweifel, den Schleier,
Ich halte ihn in der Hand
Mit dem zu der großen Feier
Des Glücks ich die Menschen umwand!

Sieh her, noch stark sind und rein meine Hände
Ich halte in ihnen Welt-Anfang und -Ende.
Die Liebe, sie hat meine Menschen erschaffen,
Sie wird sie der drohenden Zukunft entrafen,
Sie wird sie, die heute Versprengten, die Meinen,
Zum Bruder-Bunde wieder vereinen.‘

Und er mit den dunkelnden Zügen
In nie rastendem Selber-Genügen:

„Du warst ihr Fluch, seitdem sie geboren,
Im Gestern geht ihnen das Heute verloren,

Aus dem Heute erhebt sich ein glänzendes Morgen,
Doch statt Glück und Gewißheit bringt es ihnen
Sorgen.

O Lügnerin, die du sie einst zum Verderben —
Du lehrst sie nicht leben, doch ich lehre sie sterben!“

„Ich reiche ihnen das Glück des Vergessens —“

„Ich ihnen das menschliche Maß des Ermessens —“

„Ich zaubere ihnen die Zukunft vor —“

„Ich öffne der Gegenwart endlich ihr Ohr —“

„Ich führe sie aufwärts zum Allgemeinen —“

„Ich rufe das Echo: zum — Gemeinen —“

„Ich lehre Vertrauen —“

„Und ich sie: Schauen —“

„Ich lehre sie bauen die neue Welt —“

„Ich rütteln sie, bis die alte zerschellt —“

So lachte er zischend. Und zwischen den Zähnen
Erstickte er zwingend ein heimliches Sehnen.

Und Lippe und Wange wurden ihr bleich.

O Bruder, wann endet dein endloses Reich?“

„O Schwester, drohst endlich du mir zu erliegen?“

„Nein, Mörder, ich werde dich ruhlos bekriegen:
Feindin dir ewig, die ich dir war,
Seit der einen Stunde, die uns gebar!“

„Und dein Lügenwerk, ich will es verderben,
Bis zu jener, in welcher zusammen wir sterben!“

Und sie sang in erzitternden Tönen,
Um sich mit sich selbst zu versöhnen:

„Immer werde ich Pfade
Finden, die zu ihnen ziehn,
Denn sie nehmen immer als Gnade,
Was sie als Licht beschien . . .“

Und er rief in aufgellendem Lachen,
Um höher sein Zürnen zu fachen:

„Ja, immer werde ich Pfade
Zu den sterblichen Toren finden,
Ihnen kündend, daß sie an Gnade,
Der frevelhaften, erblinden! —“

6.

Und der Hauch der Gräser rann durch die Lüfte,
Und der Atem des Lichtes durchhauchte die Klüfte,
Und die Stimmen des Lebens begannen zu tönen,
Zu flehen, zu lachen, zu schmeicheln, zu höhnen.

7.

Da standen verstummt sie. Und wagten zu brechen
Das Schweigen des Lichts nicht.

Doch mußte sie sprechen.

„Schnell sinkt ein Jahrtausend den Ewigen nieder.
Ich frage dich, Bruder: wann sehn wir uns wieder?“

„Wenn mein geworden die sterbliche Welt!“

Da lächelte still sie. Unsterblicher Frieden
Schien ihrer schmeichelnden Stirne beschieden:

„Kraft, die ich dir gab, wie kann sie mich stören?
Was mein ist, wie sollte es dir je gehören?“

Er aber, er lachte. Die Berge erdröhnten
Als zügellos-wild seine Lippen nun stöhnten:

„Es kreist in unendlichen Kämpfen das Leben —
Nie wird sich der Riese dem Kinde ergeben!“

Sie wandte zur Ferne den glänzenden Blick,
Als erspähe sie dort ein entschiedenes Geschick.

„So laß während eines Jahrtausends Verrinnen
Noch einmal den schrecklichen Kampf uns be-
ginnen.“

Mit lächelndem Blick, nie ermüdetem Fuß
Entbiete ich wieder dir hier meinen Gruß.

Und wie Donner des Zweifels Schreien erklang:

Ich trage zerstörend durch Zeiten, verloren
 In feigem Erliegen, den Feuerbrand:
 Ein Retter der ewig-unseligen Toren
 Bin ich als Bote der Wahrheit gesandt!

Und es tönte der Hoffnung Sirenengesang:

Ich schreite mit nimmer noch strauchelnden
 Schritten
 Hinein in den Strom der begehrenden Welt:
 Als Trösterin der Menschheit bin ich inmitten
 Von Leid und Verzweiflung allein gestellt!

Und dann, wie erlöst aus verkettender Enge
 Verhallen die süßen, die trotzig Klänge,
 Gleich dem Fluch, den mit Küssen die Liebe um
 schlang . . .

9.

Nun standen noch einmal sie sich gegenüber.
 Keines Auge war hell. Jedes Blick wurde trüber . . .

„O Schwester Hoffnung!“ so sprach er leise —
 „Mein Bruder Zweifel?“ so frug sie laut —
 Und unterdessen hatte im Kreise
 Um sie ein Wall sich von Wolken gebaut.



Licht lag auf der Erde leuchtenden Fluren,
 Da spannten sie beide die Fittiche aus,
 Die nimmermüden, die starken, und fuhren
 Auf verschiedenen Wegen wieder hinaus . . .

Die Eine ging nach dem tagenden Drüben . . .
 Der Andere tauchte zurück in die Nacht . . .

— — — — —

10.

O Zweifel und Hoffnung, wenn sie zerstäuben,
 Und kehrten nicht wieder — was bliebe dann
 ihnen,
 Den harrenden, den bekümmerten Mienen,
 Die sich noch von Beiden nicht frei ge-
 macht?! —

11.

— Das Unbefangene, das Unbewußte,
 Das niemals wollte, und niemals mußte,
 Das heute wie morgen gleichmäßigen Schlages
 Als Glück niezitternde Herzen umwob! —
 So hallte die Antwort des siegenden Tages,
 Der sterbender Nacht sich lebend enthob.

Zweiter Teil.

12.

Die Nacht fiel nieder. Die Luft ging schwer.

13.

Da stand er, der Zweifel, der Sieger! — Und hehr
Wuchs auf seine Größe. Den schwindelnden Grat
Des Gestählten gehärtete Sohle betrat.
Er wartete.

14.

Welten rollten, wie Bälle
Geschleudert von kindlicher Hand, in die Fälle
Der Ewigkeits-Wasser.

15.

Stumm sah er hernieder:
„O Schwester Hoffnung, nie kehrst du mir wieder!

16.

Ein Jahrtausend flog zerbrausend
An dem Wandernden vorbei,



Doch es scheint mir, daß vereint dir
Diese Spanne verronnen sei.

Hoffnung schreitet und begleitet
Langsam nur die Erdenbahn.
Daß ich Sieger, wunder Krieger,
Zeigt mir deine Eile an.

Machtlos waltend, flügelfaltend
Fällst du mir zu Füßen hin,
Und verlassen stirbt mein Hassen,
Wenn ich Gott und Sieger bin.

Wo du weiltest, von dort eiltest
Du, wenn du mich kommen sahst —
Meiner Beute steh ich heute
Wartend, daß du mir dich nahst!“

17.

Er wartete.

Gleich den begehrenden Wellen,
Die immer drängen und schweigend zerschellen,
Sah Nacht er in Tag, Licht in Dunkel zerfließen.
Doch er wollte den Sieg seiner Stärke genießen.

Noch lagen die Höhen in Nebel gehüllt,
Noch hat das Jahrtausend sich nicht erfüllt,
Noch wartet die Erde, wie stets sie gewartet.

„Fragtet je ihr, o Menschen, auf was ihr harrtet?
Aus dem Abfall, den euch das Vergangene gegeben,
Erbaut ihr die Zukunft — das ist euer Leben!“

18.

So stand er und sieht wie der Morgen beginnt
Und der Tag hinstirbt, und die Nacht zerrinnt —
Nach jenen dem Leben entborenen Gesetzen,
An die er nicht glaubte und die zu verletzen
Er machtlos so heute wie gestern gewesen,
Ihm gleich, der gesund war, und wollte — genesen!

19.

Schon schlug um die Schulter er schnell sein Gewand,
Schon griff nach dem Stabe wieder die Hand,
Schon zuckte der Fuß, aufs Neue das Wandern
Zu beginnen von einem Menschen zum andern,
Da sah er, wie unten im Tale — es lag
In Schatten gehüllt — ein Lichtstrahl sich brach.
Und es sprühte sein Auge und spähte hinab,
Wie die Erben in das sich öffnende Grab,
In welchem die Toten zu regen sich wagen,
Um der Lebenden Glück in Scherben zu schlagen.

20.

Aus dem Tale rang es
sich empor,
Wie ein Flehen klang es
an sein Ohr:
,Bruder, weiter kann ich
Müde nicht —
Sieger, sage, wann ich
schauen darf das Licht?!‘

Da, wie Satan lachend,
als er fiel,
Daß die Berge krachend,
wie beim Spiel
Der Titanen sanken,
rief er laut:
,,Seh ich endlich schwanken,
was so stolz erbaut?

Licht willst du, die Bringerin
ewigen Lichts?
Leben will die ,Ringerin
mit dem Nichts‘?
Eigenglück die Senderin
allen Glücks?
Du, die du als Spenderin
mordest hinterrücks?

Wandle, Schwester, weiter
auf der Bahn,
Die sich breit und breiter
aufgetan
Vor der All-Beliebten,
während ich
Längst von den Betrübten
zu den Freien wich.

Zu den Freien, welche
nie gehofft,
Die am Freudenkelche
tranken oft,
Die die Wahrheit suchten,
und die nie,
Wenn die Gott-Verfluchten
Euer Haß bespie,

In die Lüge sanken,
die dich trägt,
Die um dich die schlanken
Arme schlägt! —
Schwester, du verlorene,
dich bekriegt
Der mit dir Geborene!
Er siegt jetzt und immer
Wie den flüchtigen Schimmer
Stets die Nacht besiegt!“

Er lauschte — — — — — — — — — —
— — — und horch! wie ein Abschiedsruf
Klang die Stimme, die einst die Welt erschuf . . .

Noch einmal glomm es herauf aus dem Tal,
Und er sah seine Freundin zum letzten Mal!

Der gefallene Stern.

Ist dort ein Stern nicht gefallen? —

Ja. — Bis er die Tiefe erreicht,
Kannst du die Erde umwallen,
Bist du gestorben vielleicht!

Denn die Welt, sie kennt keine Grenzen
Und sie weiß Nichts vom Wechsel der Zeit:
Ihre flammenden Lichter — sie glänzen
In Ewigkeit.

Und wir in erbebendem Ahnen,
Wir sagen: „Dort sank eine Welt,
Die gerissen aus ruhlosen Bahnen
An den Klippen der Tiefe zerschellt.“
Und wir haben sie Morgen vergessen,
Und wissen nicht mehr, wo sie stand.
Wer wird Myriaden durchmessen
Um eine, die schwand?

Und wenn aus den schweigenden Hallen
Der unendlichen, ewigen Welt
Ein leuchtendes Sternbild gefallen
In dem Dunkel der Tiefe zerschellt —
Wer wird das Verlorene bedauern?
Wer hat es gesehn? Wer vermißt?
Wo die Welt, die an seinem mit Schauern
Ihr Schicksal mißt?

Und wenn einst nach endlosen Jahren
Unser Ball seine Tage erfüllt,
Und entrissen den leuchtenden Schaaren
Ihn die Weltnacht der Tiefe umhüllt,
Wer wird ihn bedauern? Wer sehen
Wie Angst uns und Grauen verzehrt?
Sein Sterben, sein Sein, sein Entstehen
Hat Keiner begehrt!

Die Nachtfalter.

I.

Diese kleinen, zarten Flügel,
Wie mein Licht sie kühn umschwirren!
Kamen sie von jenem Hügel,
Hier sich tödlich zu verirren?
Diese schimmernden Insekten,
Lauer Sommernacht Vasallen,
Wie sie ihre Flügel reckten,
Hier dem Tode zu verfallen!

Kamen sie von jenen dunklen
Bergen hier zu mir herüber?
Wüßten sie, daß dieses Funkeln,
Nur ein Schatten ist, ein trüber,
Der — wie meiner Seele Sehnen
Nach endlos-durchdarbten Tagen —
Vom Balkon gestillte Tränen
Fallen läßt auf stumme Klagen! . . .

Müde Falter! Kommt ihr immer,
Immer wieder in den Stunden,
Wo des Tages dürrer Flimmer
Längst vom Schmerz schon überwunden?

Um in meiner Lampe Flittern
 Mit geängstetem Geflatter
 Tod zu finden, Tod, den bittern,
 Den die Seele, immer matter,

Selbst in Nächten eines Lebens,
 Das sich schweigend niederbeugte,
 Nun vergebens, nun vergebens,
 Weil es einst zu stark sich däuchte,
 Sucht und sehnt . . . Ihr Falter, würde
 An dem Licht, das mein Erkennen
 Ewig sieht, auch meine Bürde
 Nächtlich sich zu Staub verbrennen!

— Vom Balkone schweift der Schimmer
 Meiner ruhlosen Gedanken
 Immer, immer, immer, immer
 Hin durch meines Daseins Schranken!
 An die Stirn schmiegt sich die Rebe,
 Wiegend sich in nächtigem Hauche —
 Ob ich sterbe, ob ich lebe:
 Was ich mehr als Ruhe brauche?!

Wieder aus dem Wunsche weckt mich
 Meiner Falter ruhbegehrender
 Flügel — ach, nicht länger schreckt mich
 Mehr ihr Kreisen: ruhverzehrender

Kummer kam, und hält gepackt mich,
 Und indem sie scheu mich wieder
 Und mein Licht umflattern, hackt mich
 Sehnsucht dieser Nacht darnieder!

2.

Kamt ihr mit den leisen Flügeln,
 Die nun todermattet liegen,
 Wirklich her von jenen Hügeln,
 Die dort an die Nacht sich schmiegen?
 Kamt ihr, um die wegbestaubten
 — Wollte euch der Tag nicht tagen? —
 An meines Balkons belaubten
 Hängen tödlich zu zerschlagen?

Lockte euch die Nacht und lockte
 Euch des Lichtes flackernd Fachen?
 Wollt ihr helfen, die verstockte,
 Die nicht schlafen läßt, zu durchwachen?
 Ach, ich bin ein schlechter Lacher,
 Und in seltenen Lebens-Stunden
 Wird dem blöden Schmerz-Entfacher
 Reiner Freude Kranz gewunden!

Kommt ihr dennoch? — Seid begrüßet!
 Gab es eine Nacht, wie diese?

Dank, daß ihr sie mir versüßet,
 Schlummert selbst der Schmerz, der Riese.
 Kommt, ihr Kinder dieses Schweigens,
 Einer Nacht, von uns durchwacht,
 Tanzt den Tanz des Toten-Reigens
 Um das Licht, von mir entfacht . . .

Was bedeutet Leben? — Wir, die
 Ewig-Wachen, werden seines
 Sterbens Erben sein. Gebt mir die
 Strahlen seines ewigen Scheines!
 Ich verlange sie! — Ich wachte,
 Wenn die Andern ringsum schliefen!
 Ich verlange sie! — Ich dachte
 Mich hinein in Abgrund-Tiefen!

Lebt — und kreist! — Doch ich will tauchen
 In die Gründe meiner Nächte,
 Will hinaus mit stillem Hauchen
 Strecken meine offene Rechte!
 Wie ihr kamt, ihr Nachtbeflügelten,
 Will ich dieser Nacht, der weichen,
 Und der großen, florumhügelten
 Ferne meine Seele reichen!

3.

O wie reich die Nacht! Und Keiner
 Ist, der mit mir sie durchwachte!

Ist nicht Einer, ist nicht Einer,
 Der mit mir sie gern durchlachte?
 Hier ein Glas, und hier das Funkeln
 Edlen Weins, und hier die Seele,
 Die in dieser Nacht, der dunklen,
 Gern dem Freunde sich vermähle!

Freunde, ach! — wer ist geblieben?
 Fremder, komm! Voll Sehnsucht rufe
 Ich dich her: ich will dich lieben
 Auf des Lebens letzter Stufe.
 Komm! der ich dich kennen lernte
 Heute, morgen dich zu lieben —
 Komme! daß dich nicht entfernte
 Dieser Tag, der uns geblieben!

Komm! Ich will mit diesem Tranke
 Deine müde Lippe kühlen!
 Will in deinem kurzen Danke
 Das Verlorene wieder fühlen!
 Sieh, wie um mein Licht die Flügel
 Dieser Nachtgeborenen irren!
 Laß von deinem dunklen Hügel
 Deine Seele zu mir schwirren!

Diese Nacht noch! — ach! schon morgen
 Haben wir vielleicht für immer
 In den Sorgen uns verborgen
 Dieses Lebens! — Wächst der Schimmer?

Kommt er? Nein! — Gewiß umfassen
Von Vergessens-Fluten hält ihn
Schlaf zurück . . . Nein, wozu langen
Aus dem Strom herauf der Welt ihn?!

Einsam wieder! — In die Nachtluft
Dieser lebendämmernden Stunden
Steigt des Morgens feuchter Schlachtduft
Wie aus tausend frischen Wunden!
Lösche ich das Licht? — Ach, immer
Würdet, Flügel ihr der Wacht,
Mit mir kreisen um den Schimmer,
Wie wir kreisten diese Nacht!

Der tote Fremde.

Es ist ein Geheimniß geblieben. Kein Mensch sah
wieder ihn je,
Und seines Sterbens Kunde trug rückwärts kein
kündendes Wort.
Seinen Leichnam trieben die Fluten. Am Morgen
warf ihn die See
Auf gleißende Sandesflächen, und nahm am Abend
ihn fort.

Seine Kleider zerfraß die Feuchte. Sein Fleisch
zernagte der Wurm.
Die toten Augen zerstach der Sonne glühender
Brand.
Am dritten Abend trug ihn weit über die Woge der
Sturm,
Und kein vierter Morgen warf ihn zum vierten
Male ans Land.

Es ist ein Geheimniß geblieben. Sie wußten nicht,
wer er war,
Und woher die Woge gekommen, die an ihr Land
ihn trug.
Doch am Strande standen sie flüsternd in ängstlich-
gedrängter Schaar,
Und sie wähten der Tote, er käme den Lebenden
— ihnen! — zum Fluch.

Sie rührten ihn nicht. Doch wenn Abends die
sterbende Sonne sank,
Dann standen sie wartend, bis ihn die Flut vom
Ufer nahm.
Und wenn am anderen Morgen die Sonne die
Fluten trank,
Dann sahn sie, wie wieder geschwommen der tote
Fremde kam.

Drei Tage so und drei Nächte. Doch nach dieser
Stunden Schlag,
Da nahm die zerfallende Leiche das Meer für immer
auf.
Und sie standen wartend am Strande. Es kam der
vierte Tag.
Doch sie sahen den Toten nicht wieder, und sie
atmeten Alle auf.

Es ist ein Geheimniß geblieben. Sie wußten nicht,
daß dieser Mann
Einst über die Ferne der Länder getragen der
Wahrheit Licht.
Und daß auch ihre Sinne er lösen wollte vom
Bann
Der irrenden Lehre der Sünde. Sie aber wußten
es nicht.

Nun war er als Toter gekommen. Und Keiner
kannte ihn.

Und die verwesende Lippe des Toten zu Keinem
sprach.

Und sie hatten ihn fast schon vergessen, als der
fünfte Morgen erschien.

Und sie lebten in Dunkel weiter. Doch das Dunkel
war ihnen wie Tag.

Vorbei!

Vorbei! Im Sternenglanze,
Hoch über dieser Welt,
Schwebst du im Reigentanze,
Die Flügel luftgeschwellt.
Die klaren Augen tauchen
Tief in die stille Nacht,
Und deine Lippen hauchen
Gedanken, nie gedacht.
Vorbei! Du siehst die Sterne
An dir vorüberziehn,
Du aber suchst die Ferne,
Um zu ihr hinzufliehn.
Die Nacht versinkt dem Tage,
Du aber schwankst und schwebst
Vorüber jeder Frage,
Und weißt nicht, daß du lebst.
Vorbei! Dich trug dein Sehnen,
Hoch über allem Weh,
Vorbei dem Tal der Tränen,
Vorbei dem Totensee.
Wunschlos und wahnlos gleitest
Du weiter deine Bahn,
Und deine Flügel breitest

Du über den Orkan.
Vorbei! Dem Reigentanze
Entzog sich deine Macht.
Einsam im Weltenglanze
Gleitest du durch die Nacht.
Im Osten glüht der Morgen.
Du aber siehst ihn nicht.
Du schwebst — vor Leid geborgen —
Hin durch ein Meer von Licht.
Vorbei! Am Welten-Ende
Stehst du und wartest still,
Ob sich ein Wanderer fände,
Der dir noch folgen will.
Du wartest . . . Keiner! — Nieder
Beugst du dich zu der Flut
Und trinkst . . Noch einmal! — Wieder
Beseelt dich alte Glut.
Vorbei! Mit starkem Brausen,
Die Flügel ausgespannt,
Trägt dich des Windes Sausen
Zurück zum Heimatland.
Du siehst die Fluren schimmern,
Wo deine Hütte lag,
Wo dir in Tagen, schlimmern,
Dein Leben hart zerbrach.
Hernieder! — Doch hernieder
Kannst du nicht mehr fortan!
Nie kehrt zur Heimat wieder,

Wer sie verlassen kann.
Da packt dich banges Grausen,
Du schlägst die Flügel wild,
Und fährst mit starkem Brausen
Wider des Himmels Schild.
Vorbei! — Im Sternenglanze,
Der herrlich dich umhellt,
Schwebst du im Reigentanze
Hoch über dieser Welt.
Und du durchmißt die Weiten,
Die einmal du begehrt,
Und ruhlos wirst du gleiten,
Bis du dich selbst verzehrt!

Der Flug des Todes.

Nacht lag auf dunklen Hügeln.
Da flog auf leichten Flügeln
Stillschwebend der Tod einher.
Er flog die Erde vorüber.
Ihn quälte ein Wunsch, ein trüber.
So flog er hin zu dem Meer.

Ihm folgte die Verwesung.
Und weinend floh die Genesung
Vor seinem Fluge her.
Es zog ihn hinauf zu dem Himmel.
So flog er vorbei dem Gewimmel
Der Menschen, und über das Meer.

Er kam zu einem Sterne.
Der lag der Erde ferne
Und Licht umlohte ihn hehr.
Da mußte der Tod sich wenden,
Und flog mit leeren Händen
Weiter über das Meer.

So flog er von einem zum andern
Der Sterne in schweigendem Wandern,
Und die Hände blieben ihm leer.

Sein Antlitz ward starr und dräuend,
Doch stetig die Kraft sich erneuend
Flog weiter er über das Meer.

So kam er zur Grenze der Welten,
Wo brandend die Wogen zerschellten
Und keine Küste mehr.
Da mußte den Flug er enden,
Und rückwärts die Fittiche wenden
Weit über das wallende Meer.

Und wieder mußte er schreiten
Durch ungemessene Weiten,
Vorbei an der Sterne Heer,
Vorbei an dem strahlenden Lichte
An dem sein Wunsch zunichte
Geworden, und über das Meer.

Und hinter ihm schwanden die Himmel.
Da über der Menschen Gewimmel
Stand er, gewaltig und hehr.
Und spannte die eisernen Hände
Und wußte des Mordens kein Ende,
Und hinter ihm rauschte das Meer.

Aufweinend starb die Genesung.
Und neben ihm stand die Verwesung,
Und die Hände wurden ihm schwer.

Da mußte der Dräuende enden,
Und flog mit vollen Händen
Zurück zum verlassenen Meer.

Noch lag Nacht auf den Hügeln,
Als er mit müden Flügeln
Stillschwebend zog einher.
So flog er die Erde vorüber.
Ein Morgen kam, ein trüber —
Da stand er über dem Meer.

Weltseele.

Du spürst in Sommertagen
Um heiße Mittagzeit,
Wenn keine Pulse schlagen,
Ein Zittern weit und breit.

Ein Suchen und ein Irren —
Das gönnt sich keine Frist,
Ein leises Flügelschwirren —
Du weißt nicht, was es ist,

Wie sich dein Sinn auch quäle
Zu folgen dieser Flucht.

— — — — —
Es ist die Welten-Seele,
Die ihre Heimat sucht . . .

Krähengekrächz.

Heut hatte ich einen leckeren Schmaus:
Ich fraß einer Leiche die Augen aus, wo die Wege
sich scheiden.

Und am staubumwehten, verlassenem Weg
Entstand ein heimliches Zwiesgespräch zwischen
uns Beiden.

Wenn ich hackte und riß, hob er sich empor,
Zu flüstern in mein verschwiegenes Ohr eines
Sterbens Geschichte.

Er stöhnte noch. Aber ich krächzte und schrie:
,Was moderst du hier, der du doch wie sie ge-
wandelt im Lichte?'

„Am Wege erschlagen nach Lärmgelagen
Und taumelnden Tagen, was soll ich dir sagen,
was scheert es dich? —

Sie sind meine Erben. Aus mühsamen Scherben
Ein Glück zu erwerben für sie, dann zu sterben:
das Schicksal traf mich!“ —

Ich krächzte und sprach: ,Armseliger Tor,
Der sich lebend und sterbend nichts Besseres erkor,
du warst nicht gescheut.

Doch sei ruhig, mein Freund, dein Fleisch ist gut:
Viel Muskeln und Sehnen, und wenig Blut. Danke.
Hat mich gefreut!

Ich hackte noch einmal und riß einen Fetzen
Von der Warze der Brust, um damit zu letzen die
Kleinen zu Haus.

Da lag er: starr, fühllos, blutend und bleich —
Und ich spannte zum Flug in mein endloses Reich
die Flügel aus.

Was wollt ihr? Am besten, es nähme heischend
Der Tod sie Alle. Dann kämen wir kreischend
und aufgeschreckt

Unsere Schnäbel wetzend . . . Ja, wer noch nicht
fraß

Ein acht Tage lang faulendes Menschen-Aas, weiß
nicht, wie das schmeckt!

Am Meer.

Wenn die Nacht mit verhaltenem Fragen
 Hinschleicht zum erschauernden Meer,
 Dann vernimmt, wer noch wacht, wie ein Klagen
 Zum Land sich stiehlt.

Wer noch wacht! — Rings in wiegendem Schlummer
 Lag der Menschen ermattetes Heer.

Doch es kam, daß ein schlafloser Kummer
 Noch wach mich hielt.

Es war nicht ein Schmerz, der in Tränen
 Gemach von der Seele sich löst;
 Es war nicht der Schmerz, der das Sehnen
 Der Jugend ist;

Es war auch ein Schmerz nicht, der machtlos
 Die Brust vor den Anderen entblößt —:
 Ein kleiner Schmerz, wie er achtlos
 An Jedem frißt.

Der Tod lag schlummernd am Ufer
 In des Mondes blauleuchtendem Schnee.
 Am Meersaum als Lebens-Rufer
 Ein Vogel rief.

Leis hob und senkte die Brust sich
 Der wogenatmenden See —
 So wiegt sie in ewiger Lust sich,
 Die nie noch schlief.

Und nun vernahm ich ihr Klagen
 In den Tönen voll Inbrunst und Wut,
 Und hörte aufgrollend sie sagen,
 Wie arm sie sei —:
 „Ich strecke weit über den Erdball
 Die Arme in stürmendem Mut,
 Mich stört kein Fluch und kein Schwertschall,
 Denn ich bin frei!

Ich murre — und Dämme zerkrachen;
 Ich grolle — die Erde erbebt;
 Ich wüte — und Berge zerflachen,
 Denn ich bin groß!
 Ich umspanne mit einem Blicke,
 Was im Reiche der Wasser lebt —
 Was sind mir Menschen-Geschicke?
 Was Menschen-Loos!

Ich rufe den Tod mir zur Seite.
 Er sammelt, was ich gemäht.
 Doch wenn meine Arme ich breite
 Graut selbst dem Tod.
 Er darf meinen Rücken betreten,
 Doch seine Allmacht zerweht,
 Wenn die Welt erzuckt in Gebeten
 Auf mein Gebot!

Ich umwand mich mit leuchtenden Farben,
 Wie keine Erde sie kennt,
 Doch sie kamen mit Blüten und Garben,
 Und sahn mich nicht.
 Und ich spüre die Hauche der Blüten,
 Und grollend mein Zürnen entbrennt,
 Und mein Arm in aufschäumendem Wüten
 Ihr Land zerbricht.

Denn so weit er reicht, darf mir nimmer
 Erblühen ihr duftiger Tand.
 Ich ertöte den flüchtigen Schimmer
 Mit einem Hauch.
 Und ich werfe mit liebenden Händen
 Meine Schätze der Tiefe ans Land,
 Doch sie lachen der köstlichsten Spenden
 Der Liebe auch.

Und dann wühlt mich der Zorn und erfaßt mich,
 Und meine Stimme erklingt:
 ‚Ich ahne es, Toren, ihr haßt mich,
 Weil Menschen ihr!‘ ...
 Und Begehren durchpulst meine Tiefen,
 Und Schaum auf die Lippen mir dringt,
 Und ich recke die Glieder, die schliefen,
 In wilder Gier.

Und ich rufe die heulenden Winde,
Und vom Himmel hernieder den Blitz,
Und so stürmt dann mein Wüten, das blinde,
Die Küsten entlang.
Wild rüttle die lauschende Nacht durch
Ich ihren erkrachenden Sitz,
Und erbarmungslos kämpft sich die Schlacht durch
Beim Sturmgesang.

Doch am Morgen siegte mein Lieben,
Wie immer, über den Haß.
Ich zähle, was lebend geblieben,
In meinem Reich.
Ich vernehme ihr Weinen und Fluchen,
Wenn die Leichen, zerschmettert und naß,
Ihrer Lieben am Strande sie suchen,
Vor Angst noch bleich.

— So steigen und fallen die Zeiten.
Geschlechter erstehn und vergehn.
Ich sehe am Strande sie schreiten
In starrem Mut.
Meine Liebe — sie ist unsterblich,
Sie können sie nimmer verstehn,
Denn mein Kuß ist ihnen verderblich
Wie meine Wut.

Der Stern.

Die Nacht entfaltet ihr Banner,
ihr schwarzes, und Finsterniß fließt
hernieder. Ein Welten-Umspanner,
ein Stern, seine Gluten erschließt.
Wie ein köstlicher Demant erglänzt er
auf der Brust der Gebieterin.
Sein silberner Schimmer, wo grenzt er?
Sein Licht, wo reicht es nicht hin?

Umfaßt es nicht Welten, um die wir
schon oft uns in Sehnsucht verzehrt?
Und Ewigkeiten, die nie wir
ersehnten, die nie wir begehrt,
weil wir sie nicht kennen? — Sein Glänzen,
es läßt nur die Ferne uns sehn,
doch heute möchten die Grenzen
der Ewigkeit kühn wir begehnen!

Wie gebiert dieser Stern doch Gedanken,
von denen der Tag Nichts gewußt!
Wie entreißt er sie machtvoll dem kranken
Gehirn, der verödeten Brust!

Wie begehrt er sie schweifen zu sehen,
die flüchtigen Kinder des Traums,
und wie willig läßt er sie gehen
zurück in den Körper des Raums!

Er lockt uns verheißend: ‚Nun frage!
Und Antwort gebe ich dir.‘
Und wir fragen, zu stillen die Klage,
zu frischen den Mut fragen wir:
„Lebt dort ein Geschlecht? Sprich, und gleicht es
dem unsern? Und ist es verfehmt
gleich uns? — Unser Licht, sprich, erreicht es
sie, ehe die Ferne es lähmt?“

Sprich, bist du als leuchtende Mitte
in harmonischer Teilung bestimmt,
die in gleicher Stunde die Bitte
von zwei Enden des Weltalls vernimmt?
Neigst du zu derselbigen Stunde
dich der Brüder ergreifendem Flehn,
die mit uns an der gleichen Wunde
verbluten, der gleichen entstehn?

Ist auch dort in der endlosen Kette
der Einzelne nur wie ein Glied,
dem zwischen zwei Worten: ‚Errette!‘,
und: ‚Ende!‘ sein Leben zerflieht?

Der wie wir in den schwankenden Tagen
von dem anderen Ende der Welt
an dich mit denselben Klagen
dieselben Fragen stellt? —

O dann sende unsere Grüße
hin über den endlosen Raum,
den der Sehnsucht blutende Füße
durchschreiten im Fluge kaum!
Und bringe uns Grüße hernieder
von jenem Strande — gewiß,
auch dort erhebt sich dann wieder
ein Haupt aus der Finsterniß,

Und starrt mit verwunderten Blicken
in die nächtliche Stille umher:
,Wer sprach da von fremden Geschicken?
Kam die Stimme vom Lande? Vom Meer?
Vom Himmel? Du Stern, der du Grüße
mir bringst, sprich, wer sandte sie mir?
Warum sind gebannt meine Füße!
Du melde ihm: Nacht sei auch hier! ...‘

Nun eile!“ — Wir warten. Der Morgen,
ein anderer, ein nächster erwacht,
und Hoffnung beschwichtigt die Sorgen
des Tags, die Enttäuschung der Nacht,

in welcher von einer zur andern
wir warten, das Sternbild zu schauen,
dessen Licht nun wandern muß, wandern,
zu erfüllen ein heißes Vertraun . . .

Und wir sehen die Tage schwinden
und die Nächte nahen — den Stern,
den wir fragten, wir können ihn finden
nicht mehr — sein Licht ist zu fern!
Er wandert . . . Er ist vielleicht nun
bei Jenen — der Gruß ist bestellt.
Sie horchen . . . und uns, uns erreicht nun
der Tod, der Bezwinger der Welt!

Wir waren. — — Nach Ewigkeiten
in die Mitte zurückgekehrt,
nach beiden Enden zu breiten
sein Licht, ist der Stern. Und es hört
ein Geschlecht, das dann ausruht in Tagen
des Friedens nach blutiger Schlacht
eine seltsame Antwort ihn sagen,
die Antwort: ‚Auch hier ist Nacht!‘ . . .

Diese
„GEDICHTE“

sind eine ebenso strenge wie sorgsame Auswahl aus den 1886—1896 erschienenen „DICHTUNGEN“ und ihren drei Folgen: „FORTGANG“, „DAS STARKE JAHR“ und „WIEDERGEBURT“. Entnommen wurden den „Dichtungen“ (1886) von 103 Gedichten 5, „Fortgang“ (1888) von 106 Gedichten 29, dem „starken Jahr“ (1890) von 80 Gedichten 47, und „Wiedergeburt“ (1896) von 70 Gedichten 51. Im Ganzen also von 359 Gedichten die 132 dieser Auswahl. Sie treten an die Stelle dieser vier Bände, wie auch an die der „GESAMMELTEN DICHTUNGEN“ (1898—1899), die sämtlich teils bereits vergriffen sind, teils endgültig aus dem Handel zurückgezogen wurden.

Inhalt.

LEBEN UND GESTALTUNG.

Das starke Jahr. Ein Prolog	9
Les ich euch, ihr Lieder	12
Heimat	13
Sommernacht	14
Schlummer. 1—2	15
O ruhevollle Tage	18
Begrüßung	19
Von da an	21
Frühling in Berlin	24
Mein Sommer	25
Mein Herbst	26
Stadt meiner Abenteuer	28
Mein liebstes Kind	31
Zählung	32
Von wem doch noch?	33
Wie viele!	34
Stimmung.	35
Der Tod des Tages	36
Sonne. 1—4	39
Sonnenflucht	42
Meerfahrt. 1—14	43
Hochsommer	52
Herbst am Zürichsee. I—II	54
In der Campagna	56
Oktober-sonne	57
Licht	60

Der helle Tag	61
Die eine	62
Der schönste Tag	63
Frühlingsnacht	64
Ruf	65
Zuversicht	67
Furcht	68
Zauber	69
..... straÙe, Berlin S.	70
Heimliche Aufforderung	71
Erwartungsstunde	73
Das geneigte Haupt	76
Vorübergang	77
Morgen!	78
Alte Briefe	79
So wird es kommen	84
Am Wegrand	85
Verführung	86
Herbstlaub	89
Eintritt	90
Am nächsten Morgen	91
Die tote Liebe	92
Heidnische Lieder. I—III	98
Späte Jugend	100
Deine goldenen Tage	101
Ehe	102
Mit einem Liede — —	103
In der Gesellschaft	104
Abendlicht	105
Hand in Hand	106
Das Gestern	107
Die Verlorenen	108
1. Die Schuld der Reue	108
2. Im Dienst der Freude	109

Lied der Geschlagenen	111
Die Lieder des Volkes	113
Wohin?	114
Sommersonntagnachmittag	115
Die Verstoßenen	117
Die Gewohnheit	119
Freiheit	120
Der Zecher	122

UEBERWINDUNG.

Wiedergeburt	129
Wandlung	133
Die Grenze des Wissens. 1—9	135
Morgenfrühe	141
Letztes Licht	142
Schrei	143
Im Zimmer unter mir	145
Ausklang	147
Ein Erwachen	149
Ruhe	152
Kommt er?	153
Warnung	155
Fluch	156
Die Schleier	157
Mörder	158
Ich muß wieder fliegen!	160
Der letzte Tag	162
Am neuen Ufer. 1—4	165
Während der Nacht	167
Nächtlicher Kampf	169
An den Ufern. 1—2	173
Rastlosigkeit. 1—3	176
Durst. 1—3	179

Um Mitternacht	181
Jugend-Wanderung	182
Letzte Flucht	184
Wechsel	185
Wiederkehr	187
Epilog	189
Erschütterung	190
Sommerlüge	192
Tausend Tage gehen	194
Antwort	195
Sieger	196
Das letzte Lachen	198
See und Gebirge	199
Aus der Einsamkeit. 1—3	201
Rückzug	206
Einsame Gedanken.	208
Am Vorabend	209
Undankbarkeit.	213
Die Flamme	214
Vor der Entscheidung	215
Mein Weg zur Freiheit. 1—8	217
Die große Nacht. 1—4	223
Die Oase	227

ERDE UND WELT.

Schranken	233
Die Heimkehr der Seele	234
Erlösung	235
Der Scheintote. 1—3	236
In der Nacht. 1—4	240
Fraß	243
Weltgang der Seele	245
Phantasie	247

Sturmnacht	249
Erscheinung	251
Hoffnung und Zweifel. Eine Dichtung	254
Der gefallene Stern	272
Die Nachtfalter. 1—3	274
Der tote Fremde.	280
Vorbei!	283
Der Flug des Todes	286
Weltseele	289
Krähengekrächz	290
Am Meer	292
Der Stern	298

JOHN HENRY MACKAY^s SCHRIFTEN

GEDICHTE.

KINDER DES HOCHLANDS. Eine Dichtung aus Schottlands Bergen.

HELENE.

JENSEITS DER WASSER. Übertragen aus englischen und amerikanischen Dichtern des XIX. Jahrhunderts.

STURM.

MODERNE STOFFE. Zwei Berliner Geschichten.

DIE MENSCHEN DER EHE. Schilderungen aus der kleinen Stadt.

DIE LETZTE PFLICHT. Eine Geschichte ohne Handlung.

ALBERT SCHNELLS UNTERGANG. Schluß der „Letzten Pflicht“.

DER KLEINE FINGER und Anderes in Prosa.

DER SYBARIT und Anderes in Prosa.

DER SCHWIMMER. Die Geschichte einer Leidenschaft.

DIE ANARCHISTEN. Kulturgemälde aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts.

MAX STIRNER. Sein Leben und sein Werk.

Sämtlich in Bernhard Zacks Verlag, Treptow bei Berlin

64651239

290633

fyj



10627755/32

24
3K

15141

